21/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Schnelle Hilfe

Solidaritäts-geschenk der DDR — ein Krankenhaus für Nikaragua

Zahlen-Salat

Spielchen mit einem Rekord und leicht-athletische „Traumgrenzen“ des Jahres

Bei den Donau-Männern

Begegnungen und Beobachtungen am zweitlängsten Strom unseres Kontinents

★ Inhalt

Reportage
Auf dem Bojenboot „Čajka“ die Donau stromab **Seite 4**

Außenpolitik
Offizieller Freundschaftsbesuch Erich Honeckers in der SFRJ **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Prof. Dr. Hahn: Auskünfte über den Elektromotor **Seite 16**

Solidarität
Begegnungen am Rande von Maputo **Seite 18**

40 Jahre UNO
Das bewegende erste Jahr **Seite 20**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Konrad Wolf: Erinnerungen an einen Lebensweg (3) **Seite 26**

Baustellengeschichten (8)
Arbeitsbereich: Höchstspannungen **Seite 28**

Film
Zu den Tagen des sowjetischen Films: Jewtuschenkos „Kindergarten“ **Seite 30**

Literatur
Der Dichter Sergej Jessenin **Seite 32**

Erzählung
Saulius Tomas Kondrotas: „Das alte Haus“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Im Leserauftrag
Wann starb Timofej Jermak? **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Sport
Rekorde **Seite 46**

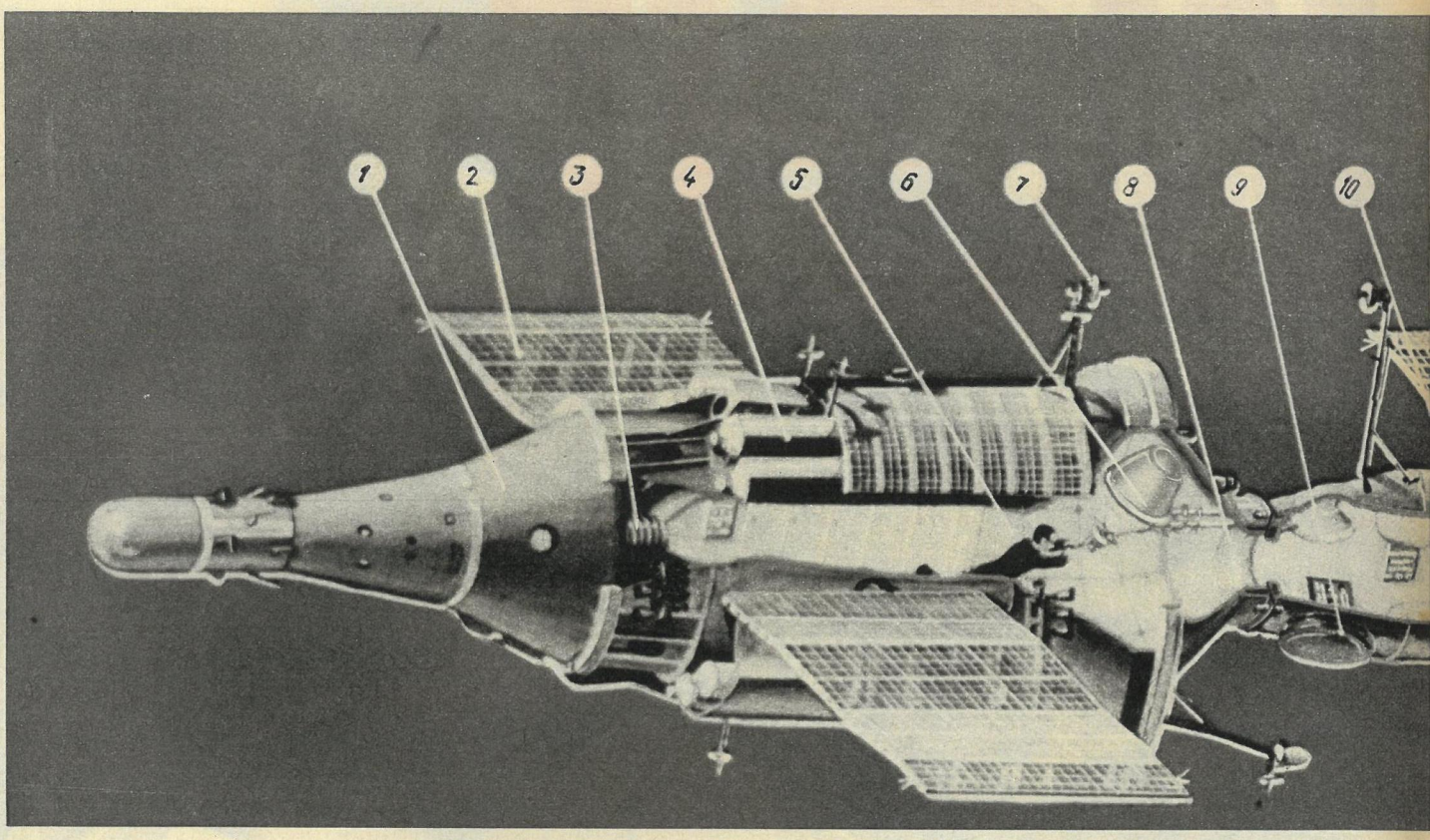
Bildbericht
Paradies der Schildkröten **Seite 50**

Gezeichnete Tourismusziele
Das aufgeschnittene Bolschoi **Seite 52**

Titelfoto:
Detlef Christel fotografierte den Werftarbeiter Vincent Nagy auf der Donauwerft in Komárno

Redaktionsschluß für dieses Heft: **8. 10. 1985**

★ Im Blickpunkt



Eine neue Etappe der bemannten Raumfahrt:

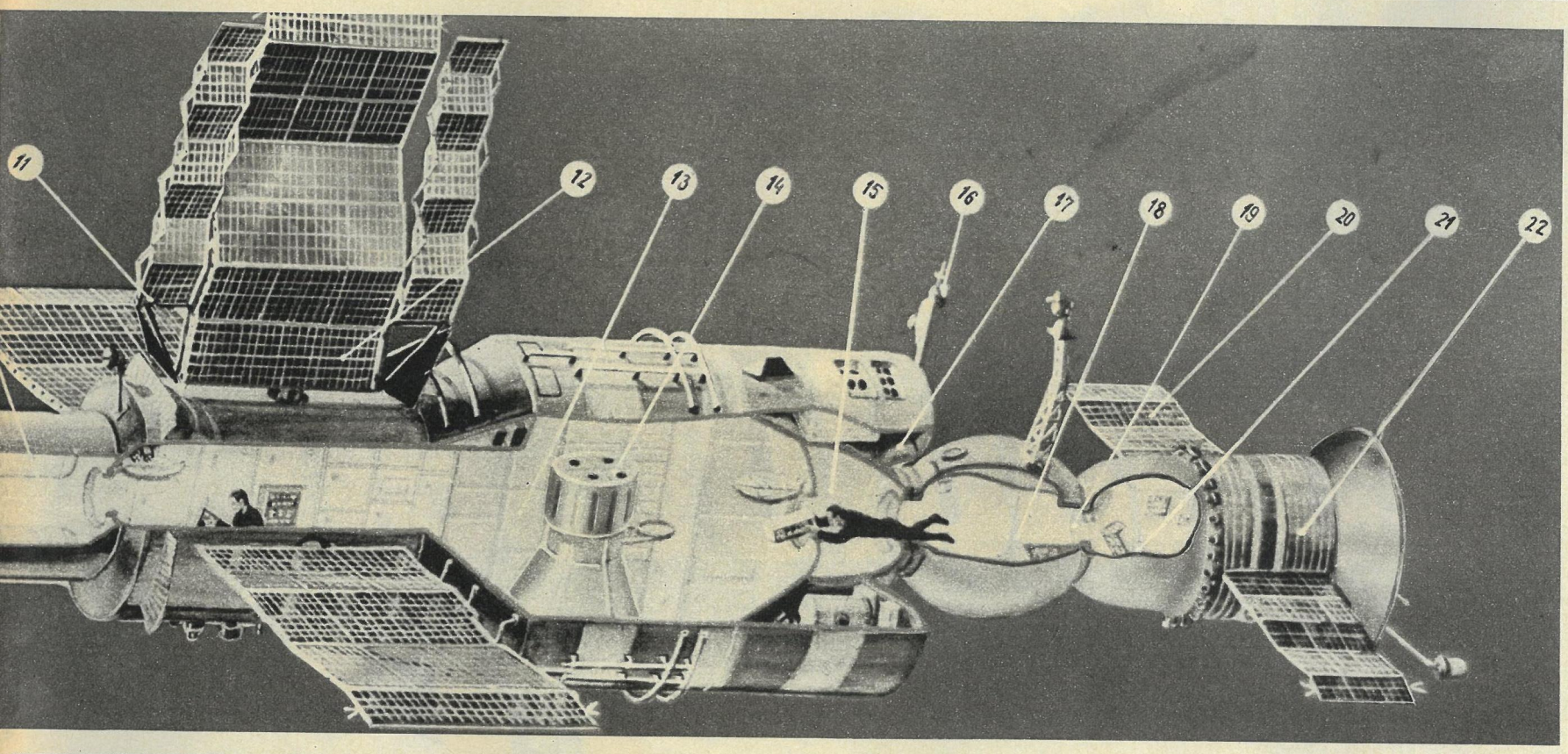
Montageblöcke im All

In den Mittagstunden des 2. Oktober dockte der Raumflugkörper Kosmos 1686 an den Orbitalkomplex Salut 7/Sojus-T-14 an. Damit entstand eine dreiteilige Häuserzeile im All, 35 Meter lang und 47 Tonnen schwer. Die Wohnfläche im Orbitalkomplex hat sich nahezu verdoppelt, und die Station, die in einer „Energiekrise“ gesteckt hatte, erhielt zusätzlich drei Kilowatt Strom durch die beiden Solarzellen-Paddel von Kosmos 1686, die sich über eine Spannweite von 16 Meter und eine Fläche von 40 Quadratmeter erstrecken.
Die Vorbereitung zur Montage dieser Reihenhäuser im Kosmos war das letzte gemeinsame Werk von Wladimir Dshanibekow (im Foto rechts) und Viktor Sawinych im Orbit.
Die Orbitalstation Salut 7, deren Modell die beiden Kosmonauten in den Händen halten, wurde ihr Schicksal. Dshanibekow und Sawinych nahmen das Schicksal von Salut 7 in ihre Hand, als sie Anfang Juni des Jahres zu dieser Orbitalstation aufbrachen. Ein Totalausfall des Energiesystems hatte sie in eine Eishöhle verwandelt, in der Wasser und alle Geräte eingefroren, die Klimaanlage lahmgelegt, die Luft zu einem unbeweglichen stickigen Etwas erstarrt waren. Dshanibekow und Sawinych fanden das Wrack, das zu verschwinden drohte, mit Hilfe eines neuentwickelten Laser-Entfernungsmessers und eines Nachtsichtgerätes. Das blokkierte Funk- und Telemetriesystem hatte die Station stumm, blind und taub gemacht, ließ sie unkontrolliert und nicht steuerbar in der Umlaufbahn driften. Ihr Schicksal schien schon besiegelt, als sich das Raumschiff mit den beiden Kosmonauten dem verfallenden kosmischen Haus näherte…
Nun brennen in Salut 7 die Lichter wieder. Kosmonauten und Konstrukteure wagen jetzt Experimente, die man sich aus Vorsicht bisher versagt hatte. Experimente, für die man einen Raumflugkörper braucht, der noch größere Belastungen aushält als die bisherigen Stationen.
Noch nie koppelte an ein bemanntes Raumfahrzeug ein solch schwerer, fast Salut-Gewicht aufweisender Flugkörper an wie jetzt Kosmos 1686. Wie sicher müssen Dshanibekow und Sawinych die ehemals hilflos im All drif-

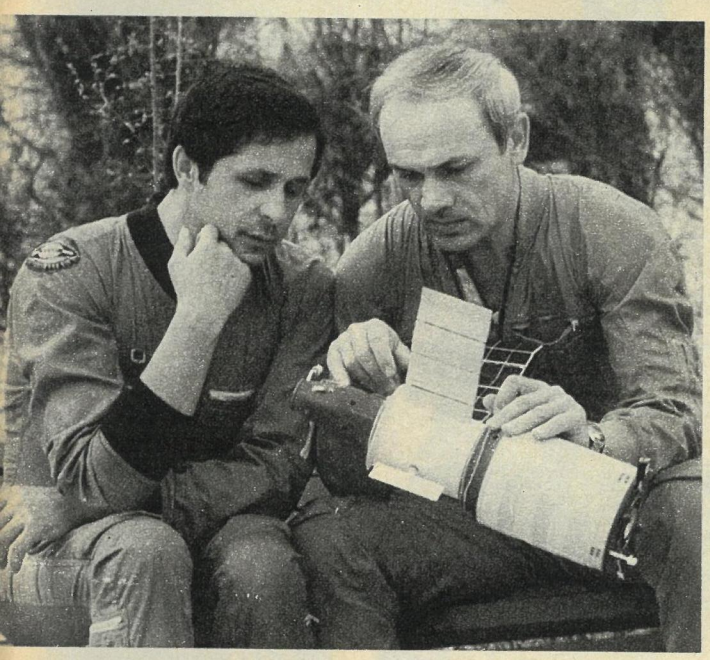
Nach dem „Großen Treck“: der große Bluff

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Die Welt ist Zeuge von Menschenjagden mit Panzern und Flugzeugen, staatlichen Terrors also – bei zunehmender Abscheu und wachsender Verurteilung selbst im eigenen Lager (teils ehrlich gemeint, teils als Versuch der „Schutzmächte“ Südafrikas, sich zu „distanzieren“, abzuschwächen, zu entschuldigen, abzulenken, reinzuwaschen gar); und alles unter unerträglichem „Reform“-Geschwätz.
Hätte man den Faschismus „reformieren“ können? Den Rassenwahn mit „Reformen“ überwinden, Ghettos, Lager und Öfen per „Reform“ abschaffen? Gewiß, in Südafrika gibt es keine Vergasungsöfen. In NATO-Hauptstädten ist die Beteuerung im Schwange, P. W. Bothas Regierung sei „mit ihren Reformen des Apartheidregimes auf dem richtigen Weg“. In Medien wie dem BRD-Fernsehen malt man ein südafrikanisches „Onkel Tom's Hütte“ an die Wand: „Ein Land – eine Staatsbürgerschaft“ (hört, hört), „300 Kirchen und Schulen für die Schwarzen“, „moderne Abwässeranlagen“, „asphaltierte Straßen“, „gewaltiges Bauprogramm“. Wahrlich, der edelmütige Botha „kümmert sich um die Bedürfnisse der Bevölkerung“, „ein rechtes Wohlfahrtsprogramm“ (alles Originalton BRD-Fernsehen).
Aber die vom Westen hochgespielten „Wahlen“ im vorigen Jahr waren vom gleichen Kaliber wie die in El Salvador. Schwarze durften nicht wählen und nicht gewählt werden, nur Braune, Inder vor allem, und Mischlinge. Einige dürfen nun tatsächlich im Parlament „Abgeordnete“ spielen. Im Restaurant des Parlaments können sie nicht sitzen.
Terror, Mord und Totschlag, Überfälle auf die Nachbarstaaten stehen auf der Tagesordnung, und Namibia wird weiterhin besetzt gehalten. Botha erklärte: „Niemand in der Welt wird mich daran hindern, diese Ordnung zu sichern.“
Noch fühlt er sich sicher. Denn er sichert westliche Milliarden-Investitionen, Maximalprofite und politische wie strategische Positionen der NATO an der Südspitze des afrikanischen Kontinents. 400 US-Konzerne in Südafrika, fast ebenso viele aus der BRD, 14 Milliarden Investitionen – bei Profitraten von 18 bis 20 Prozent.
Wie zitierte doch Marx: „Mit entsprechendem



Salut 7 mit dem am Heck angekoppelten Sojus-T-14 und mit dem jetzt am Bug festgemachten Flugkörper Kosmos 1686, einem Prototyp für schwere Modul-Konstruktionen, die sowohl im automatischen Alleinflug als auch im bemannten Verbundflug verwendbar sind und über eine große Rückkehrkapsel verfügen. 1 – Rückkehrkapsel mit Fallschirm-Konus; 2 – Solarzellen-Flächen; 3 – Verbundkanal zur Rückkehrkabine; 4 – Treibstofftanks; 5 – Gerätesektion; 6 – Luke zur Orbitalstation; 7, 16 – Antennen des Kopplungssystems; 8 – Kopplungsaggregat; 9 – Ausstiegluke für Außenbordoperationen; 10 – Übergangssektion; 11 – von Kosmonauten montierte Zusatz-Solarzellenflächen; 12 – Hauptflächen mit Solarzellen; 13 – Hauptraum der Station; 14 – Gerätesektion der Station; 15 – Übergangssektion zum Raumschiff des Typs Sojus-T; 17 – Haupttriebwerksektion; 18 – Orbitalsektion von Sojus-T; 19 – Verbindungsstück zur Rückkehrkabine; 20 – Solarzellen von Sojus-T-14; 21 – Rückkehrkabine von Sojus-T-14; 22 – Gerätesektion.



tende Station gemacht haben.
Während dieser neuen Etappe der bemannten Raumfahrt, die für den Aufbau großer, der friedlichen Forschung im All dienenden Orbitalkomplexe unerläßlich ist, wurden Erinnerungen wach und vermischten sich mit den brennenden Lebensfragen der Menschheit. Dshanibekow gehörte vor zehn Jahren zur Reservecrew für das sowjetisch-amerikanische Sojus-Apollo-Unternehmen, bei dem erstmalig ein für Raumschiffe aller Länder verwendbares Kopplungsaggregat erfolgreich erprobt worden war. Jetzt hatten Dshanibekows Bahn Raumfähren der USA in geheimer militärischer Mission gekreuzt und veranlaßten ihn zu einer öffentlichen Standortbestimmung seines Raumfahrer-Ethos: Laßt uns durch die Laservisiere der Kopplungsaggregate zum Rendezvous im All aufeinander zugehen und nicht durch die Zielgeräte von Laserwaffen.

Karl-Heinz Eyermann

Foto: TASS/Puschkarjow, Zeichnung: Archiv

Profit wird Kapital kühn. 10 Prozent sicher, und man kann es überall anwenden, 20 Prozent, es wird lebhaft. 50 Prozent, positiv waghalsig. Für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß, 200 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens."
Deshalb hat man seine Hofhunde in den Massenmedien, die man loslassen kann und die nur zu willig Aggressionen in „Verteidigungsaktionen" umlügen, Unterdrückung in „Demokratie", Blutbäder in „Notwehr". Pretorias Rassisten sind bei ihren nordamerikanischen und israelischen Freunden in die Lehre gegangen. Die maßen sich ja ebenfalls „Exklusivrechte" an: die USA in Grenada oder gegenüber Nikaragua, Israel gegenüber Libanon und anderen arabischen Staaten (jetzt sogar gegenüber dem 2000 Kilometer entfernten Tunesien).
Die einen sind vom „Herrenwahn" befallen, weil sie sich für die Größten halten, Vorherrschaft beanspruchen und deshalb Überlegenheit anstreben. Südafrikas weiße Herren haben den amerikanischen „Großen Treck" zwecks Eroberung des „Wilden Westens" nachgemacht (wie die Zionisten in Palästina) und mißbrauchen heuchlerisch das Wort Moses 3, 25, Vers 44: „Willst du aber leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst du sie kaufen von den Heiden, die um euch sind." Also eine neue Art Israel: mit einem von Gott bestimmten Schicksal – in einem Gelobten Land – und reich auf Kosten der Einwohner. Damals hieß die ideologische Begründung: Indianer und öde Prärie, Wüstensöhne zwischen Disteln und Nattern, Kaffern und Kakteen – ihnen müsse man „das Kreuz bringen". Heute sind's die Kommunisten und die Sowjetunion, welche „Existenz und Vormarsch von Kultur und Demokratie bedrohen" und zum „Freiheitskampf" zwingen, in dem alles erlaubt ist…
Aber je mehr die Rassistenpolizei in den Ghettos und die Soldateska mit amerikanischen und israelischen „Beratern" jenseits der Grenzen wüten, je wahnwitziger die rassistische Gesetzgebung und ihre Handhabung, je plumper und peinlicher Bluff und Demagogie angeblicher „Reformen", desto mehr wachsen Widerstand im Innern und Verurteilung von außen. Apartheid kann man nicht „reformieren", man kann und muß sie abschaffen!
Rassenfragen sind und waren immer Klassenfragen. Und wenn es immer wieder mal vorkommt, daß eins der verkommenen Terroristenregime (Santiago, Tel Aviv oder jetzt Pretoria) aus dem Ruder läuft, seine Hintermänner und Parteigänger diskreditiert und weltweit ehrliche Erregung und Proteste hervorruft, dann muß man sich eben „distanzieren": Die Klügeren suchen wirklich „Wege aus der Apartheid" (bei Aufrechterhaltung der Unterdrückung), die Unbelehrbaren, Hartleibigen schwätzen von „Reformen" (um alles beim alten zu belassen).
Heute steht die Frage ernster denn je: Ist es schon zu spät? Ist der Zeitpunkt der friedlichen Verständigung vorbei? Die Regierung Botha beweist nicht nur ihren ökonomischen und moralischen Bankrott. Sie beweist auch ihre Ausweglosigkeit. Unter geschwätziger Geschäftigkeit will sie Friedhofsruhe. Wenn sie nicht noch rechtzeitig einlenkt, wird sie sie bekommen. Wenn auch anders, als sie sie meint. Wie kürzlich auch Bischof Luthuli sagte.
Was Salvador Allende am 11. September 1973 in der letzten Rede vor seiner Ermordung für Chile sagte, gilt genauso für Südafrika: „Die sozialen Prozesse kann man weder durch Verbrechen noch durch Gewalt aufhalten. Die Geschichte ist unser. Sie wird von den Völkern geschrieben!"
Ihn hat man ermordet, den südafrikanischen Friedensnobelpreisträger Albert Luthuli bis zu seinem Tode „gebannt", Mandelas Stellvertreter Oliver Tambo ins Exil getrieben, den schwarzen Studentenführer Steve Biko umgebracht, Nelson Mandela seit über 22 Jahren eingekerkert. Aber auch wenn sich das Regime an Kindern vergreift: Die Geschichte wird von den Völkern geschrieben…

Von Bratislava bis Komárno fuhren FREIE WELT-Reporter Wolfgang Tautenhahn (Text) und Detlef Christel (Fotos) die Donau stromab an der Seite erfahrener

Donaulotsen

Alles fließt! Die Donau auch. Sie ist ein bisweilen übermütiger Strom, ausufernd zu Zeiten des großen Regens und der Schneeschmelzen. Sie ist ein nützlicher Strom, wenn die Anwohner sie an die Zügel nehmen, lenken mit kräftigem Griff. Wir reisten an Bord des Bojenbootes „Čajka“ (oben) ein kleines Stück auf ihr, weilten an ihren Ufern, in Häfen, auf Baustellen, Werften (rechts) und erfuhren dort vom Fluß der Dinge, den großen und kleinen Veränderungen zum Nutzen der Leute am legendären Strom.

Donaulotsen

Oben beim Kapitän stehen. Mit ihm herabsehen auf den Strom. Ein erhabenes Gefühl, so über dem tosenden Element zu sein, es zu beherrschen. Mit dem Kapitän vorausblicken, Tücken erahnen und Fallen erspähen. Durch ihn etwas begreifen vom Wesen dieses unbändigen Flusses.

Das anbrausende trübe Wasser schüttelt das Boot. Einem stürzenden Wildbach ähnlich, doch mit potenzierter Masse und Wucht strebt die Donau hinab, dem Schwarzen Meer zu. An die 2000 Kubikmeter Wasser fließen pro Sekunde am Bratislavaer Pegel vorüber. (Die mittlere Wasserführung der Elbe bei Dresden beträgt zum Vergleich 318 Kubikmeter in der Sekunde).

Die „Čajka“, zu deutsch „Möwe“, stemmt sich kurz dem Strom entgegen, dann nutzt der Kapitän die Wasserkraft, um mit seinem Schiff bei gedrosselter Maschinenleistung stromab zu gleiten. Vor ihm auf der Ladefläche zwischen Bug und Brücke rote und grüne Bojen, ausgerichtet wie Donaumatrosen bei der Flottenparade.

Kapitän Andrej Fodor ist ein gutmütiger Alter. Wettergebräunt, hager und von jener Zähigkeit, die man in diesem Beruf benötigt. Er begann als Deicharbeiter. Doch die vorüberziehenden Schiffe mehrten seine Sehnsucht nach der „großen Fluß-Fahrt“. So heuerte er vor 35 Jahren bei der Donauflotte an. Er fuhr als Steuermann auf verschiedenen Kähnen. Seit zehn Jahren nun ist er „Donaulotse“, Kapitän der „Čajka“, eines der zwei Bojenboote der Tschechoslowakischen Donaureederei (ČSPD). Durchs Fernglas sucht er die Wasserfläche ab, registriert und begutachtet die schwimmenden Wegweiser, an dieser Stelle die einzigen Markierungszeichen für den Schiffsweg nach Wien oder Budapest. Kapitän Fodor ist wachsam wie ein Jäger auf dem Ansitz. Die zehn Männer der Besatzung sagen ihrem Chef einen besonderen Blick fürs Wasser nach. Selbst an freien Tagen, so erzählen sie, gehe er mehrmals zum Strom, „höre“ ihn an und wisse, was mit ihm los sei.

„Früher machten zahlreiche Klippen die Fahrt hier höchst gefährlich, und es war nicht selten, daß die Schiffahrt ernstliche Schäden zu beklagen hatte ...“

bemerkte Jules Verne (1828–1905) in seiner, „Der Donaulotse“ betitelten kriminalistischen Bootsfahrt. Bis in unsere Tage zeigt manch Donauschiffer Respekt vorm Klabautermann. Besonders an den kritischsten Donauabschnitten erschien er ihnen immer wieder. So im Delta und am Eisernen Tor. Durch den Bau des rumänischen Donau-Schwarzmeer-Kanals von Cernavodă bis Constanța (64,4 Kilometer lang, seit 1984 in Betrieb) und der Staustufen an der rumänisch-jugoslawischen Grenze sind beide Gefahrenstellen beseitigt. Aber vor jenem Flußstück, auf dem wir heute unterwegs sind, von Bratislava bis Komárno, haben die Schiffsführer noch immer Respekt. Bei extremem Niedrigwasser lief schon manches Frachtschiff auf Grund. Vom Echolot liest Kapitän Fodor 1,8 Meter Wassertiefe ab. Das ist hier normal. Weder Baggerarbeiten noch Regulierungsmaßnahmen konnten bisher den Schiffsweg vertiefen. Unterhalb Bratislavas verändert sich das Gefälle derart, daß sich das vom Oberlauf reichlich mitgeführte Geschiebe – darunter Geröll aus den Alpen – immer wieder im Flußbett zur Ruhe legt. Dabei auch an Fodors Bojen zerrt. Am Flußkilometer 1860 umklammern angeschwemmte baumdicke Äste und Gestrüpp einen der roten Wegweiser, drohen ihn hinabzudrücken. Mit Enterhaken befreien ihn die „Čajka“-Leute von der Last.

Bojenreinigen, eine Alltagsarbeit der Besatzung. Fast 100 solcher schwimmenden Wegmarken, 150 Hinweisschilder und 37 Leuchtzeichen am Ufer, dazu etliche Radarmasten haben die „Lotsen“ auf dem 172 Kilometer langen ČSSR-Abschnitt zu warten, um damit die Zuverlässigkeit der stark befahrenen Wasserstraße zu garantieren.

Seit undenklichen Zeiten wurden Güter auf dem breiten Rücken der Donau befördert. Beispielsweise nutzten die landnehmenden Ungarn zum beginnenden 10. Jahrhundert den Strom, um auf primitiven Kähnen Salz und Getreide zu transportieren. Stromauf wurden sie von Mensch und Tier gezogen. Schriften überliefern, daß dies von Pest bis Pozsony (Bratislava) gegen die Strömung 25 Tage dauerte.

Heute „fliegt“ die „Raketa“ von Budapest in rund zwei Stunden herüber. Ihr und all den anderen entgegenkommenden Schiffen, wie der „Amur“ aus Ismail (einem eleganten Passagierliner auf Donaukreuzfahrt), dem kohleschleppenden Frachter aus Regensburg, der „Kuibyschew“, ebenfalls aus Ismail, die mehrere Schubkähne donauauf bugsiert, signalisiert Kapitän Fodor: Alles klar! Gute Fahrt!

☆

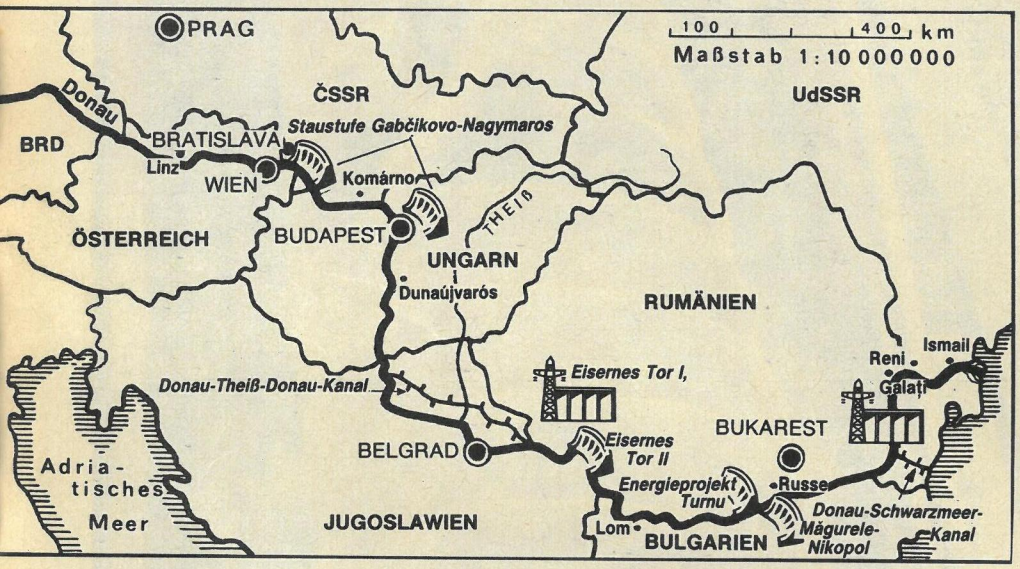
An die dreißig Länder zeigen auf der Donau Flagge, nutzen sie als billigen Transportweg. Gegenüber dem Straßengüterverkehr beansprucht die Beförderung auf dem Strom, so errechneten die ČSSR-Schiffer, nur ein Viertel der Kosten. Aus diesem Grunde wird die ČSSR-Donauflotte im nächsten Fünfjahrplanzeitraum noch kräftig zuladen, neue Schiffe in Dienst stellen. Dabei erbringt die Reederei schon in diesem Jahr eine um 62 Prozent größere Transportleistung als 1980. An den Ufern der Donau gibt es 25 größere Häfen. Jährlich werden darin über 150 Millionen Tonnen Güter umgeschlagen. Zu den größten und leistungsfähigsten gehören die von Reni, Ismail (beide UdSSR) und Budapest. Bratislava wird sich in den nächsten fünf Jahren mit seinem neuen Hafen im Vorderfeld einordnen – ein Hafen mit Perspektive.

☆

Kapitän Fodor bringt uns dorthin. Die „Čajka“ verschnauft ausgangs der Stadt, geschützt vorm ewig zupackenden Strom im trägen Hafenwasser. An der Kaimauer hieven die Männer mit Kranhilfe zwanzig Tonnen schwere Eisenbarren – gerade aus der UdSSR angelandet – auf Waggons. Ein 35 Kilometer langes Schienennetz verbindet den Hafen mit dem Güterbahnhof der slowakischen Metropole. Josef Molnar, Chef der Verladebrigade, malt uns aus, wie der Hafen funktioniert, wenn er 1990 endgültig fertig ist. 7,5 Millionen Tonnen Güter soll er dann jährlich bewältigen, der alte bringt es derzeit auf 2,7 Millionen Tonnen. Zum fast fertigen Containerterminal und der klimatisierten Lagerhalle kommen nach und nach noch weitere Hallen, Umschlagplätze für Kohle und andere Schüttgüter, ein Erdölhafen mit direkter Pipeline zum landesgrößten Chemiekombinat „Slovnaft“.

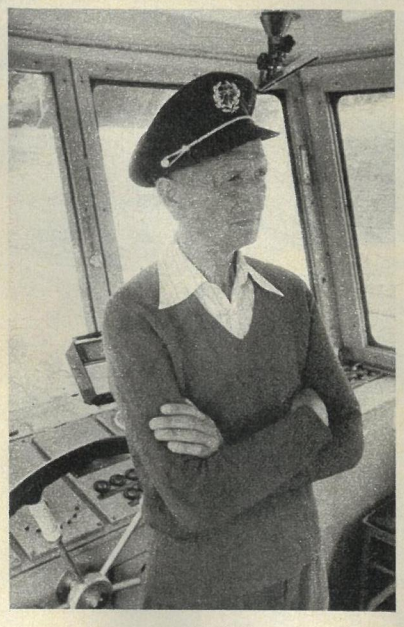
Von diesem Hafen führt die „blaue Straße“ über Donau und Meere direkt bis in südostasiatische Gefilde. Befahren von jenen unscheinbaren schiffsähnlichen Containern im Hafenbecken, deren Firmenname an der Bordwand prangt, so groß wie auf keinem anderen Donauschiff: INTERLIGTHER.

Die Leichterschiffe, 38 Meter lang,



DIE DONAU ist mit 2860 km nach der Wolga (3530 km) der zweitlängste Strom Europas. Er schneidet 22 Längengrade und durchfließt acht Staaten (BRD, Österreich, ČSSR, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, UdSSR). Das Wassereinzugsgebiet umfaßt mit seinen 120 Nebenflüssen 805 300 km², das ist ein Dreizehntel der Fläche Europas.

KAPITÄN ANDREJ FODOR – sorgt mit seiner Crew schon seit zehn Jahren für einen sicheren Schiffsweg auf einem der schwierigsten Donauabschnitte. Auf 2580 km (ab Ulm/BRD) ist die Donau schiffbar.



IN DONAUNÄHE – entsteht Bratislavas neuer Stadtteil Petrzalka. Bald wohnen in ihm 150 000 Menschen.

DIE DONAU ist ein internationaler Strom. In ihrem unmittelbarem Einzugsgebiet leben über acht Millionen Menschen. Die Zusammenarbeit der Donauländer regelt die Donau-Konvention. Sie wurde am 18. 8. 1948 von den sozialistischen Donau-Anrainern in Belgrad unterzeichnet. Österreich schloß sich 1960 der Vereinbarung an. Jetziger Sitz der Donau-Kommission ist Budapest. Sie befaßt sich mit den Grundsätzen der gleichberechtigten Donauschiffahrt und ihrer perspektivischen Gestaltung, auch mit Fragen der effektiven Energiegewinnung, der Bewässerung und des Umweltschutzes.

Schutzmaßnahmen
Vertiefung des Flußbettes
Stausee und Kanal

Staumauer
Pumpstationen/Schöpfwerke
Wasserläufe

Donauprojekt Gabčikovo – Nagymaros

1 Wasserkraftwerk Gabčikovo
2 Zuleitungskanal
3 Abflußkanal
4 Staubecken Hrušov – Dunakiliti, Gesamtinhalt 197,5 Mio m^3
5 Staudamm Dunakiliti, Schleusenöffnung 7 m × 24 m, Schiffskammer 125 m × 24 m
6 Vertiefung des Donaubeckens unter der Gabčikovo-Stufe
7 Gabčikovo-Stufe, Energiegewinnung durch 8 Kaplanturbinen, Gesamtleistung 720 MW, 2 Schleusenkammern je 275 m × 34 m
8 Schutzmaßnahmen auf dem Gebiet der ČSSR
9 Wasserkraftwerk Nagymaros
10 Schutzmaßnahmen auf dem Gebiet der UVR
11 Nagymaros-Stufe, Energiegewinnung durch 6 Direktdurchflußturbinen, Gesamtleistung 158 MW, 2 Schleusenkammern je 275 m × 34 m
12 Vertiefung des Donaubeckens unter der Nagymaros-Stufe

Donaulotsen

11 Meter breit, können bis zu 1080 Tonnen laden. Durch die 1978 gegründete internationale Organisation „Interleichter“ von vier sozialistischen Donauländern (UdSSR, Bulgarien, Ungarn, ČSSR – mit Sitz in Budapest) ist das Binnenland ČSSR Teilhaber an dem wirtschaftlichen seegehenden Transportsystem. Die „Schiffe“ befördern von hier Fracht zu den Binnenhäfen Indiens, Pakistans, Kampucheas, Vietnams, realisieren einen wichtigen Teil des ČSSR-Außenhandels.

Im Konvoi schleppen Schubschiffe diese Leichter von hier, beladen mit Maschinen, Halbfertigteilen, Produkten der Leichtindustrie, Leichtmetallkonstruktionen oder anderen Exportgütern, zum Tiefseehafen Ust-Dunajsk (UdSSR). Dort schwimmen sie auf eines der zwei Mutterschiffe (Fassungsvermögen je 26 Leichter), welches sie wohlbehütet über die Meere zu den Flußmündungen von Indus, Ganges oder Mekong trägt. Von da erreichen sie, wieder mit Schubschiff-Hilfe, ihre Bestimmungsorte. Die Mutterschiffe („Julius Fučik“ und „Tibor Samueli“) verkehren nach einem exakten Fahrplan. Um ihren Anschluß zu erreichen, müssen sich die „Container“ in Bratislava 14 Tage vorher auf den Weg machen, solange benötigen sie stromab.

Die Leichterschiffahrt erwies sich als effektiv, da mehrere zeit- und kostenaufwendige Umschlagsarbeiten entfallen. Die Transportzeit gegenüber dem herkömmlichen Weg Eisenbahn–Seehafen–Eisenbahn verringerte sich um mehr als die Hälfte.

☆

Kapitän Fodor dreht bei. Auch er habe einmal von der großen Seefahrt über Meere und Ozeane geträumt. Aber das sei lange vorbei. Um die Donau richtig kennenzulernen, bekennt er, reiche ein Leben nicht aus. Immer wieder gebe es Neues, das man wissen und beherrschen lernen müsse.

„... In ihrem Bett die Donau strömt dahin, / Wie ein Gebirgssee, klar smaragdengrün, / Hier unberührt von Wind und Schwalbenflug, / Doch ihre Kraft kennt unten keine Zügel ...“

dichtete János Arany (1817–1882), der Magyaren beliebter Poet, beim Anblick des Stromes. Mittlerweile zügelten die Anwohner die Kraft des Wassers, nutzen sie zu ihrem Zwecke. Wir sahen es, die Donau ist ein stark befahrener Transportweg, Bratislavas Bauleute erschlossen sie darüber als Rohstoffquelle. In einem Seitenarm fressen sich die Schaufeln eines Flußbaggers in den Grund, heben Bausand. Sämtlichen für den neuesten Stadtteil Petrzalka benötigten Kies lieferte ihnen die Donau. Der Fluß ist überdies ein ergiebiger Energiespender. Am österreichischen Donaulauf entstanden mehrere Flußkraftwerke. Am Eisernen Tor wurde zu Jahresbeginn der erste Energieblock des Wasserkraftwerkes „Djerdab II“ ans Netz geschaltet. Das Kraftwerk „Djerdab I“, 1972 eingeweiht, ein Gemeinschaftswerk Rumäniens und Jugoslawiens, arbeitet seither zuverlässig (Leistung 2050 MW). In Turnu Măgurele (Rumänien) und Nikopol (Bulgarien) wachsen beiderseits des Stromes je ein Kraftwerk mit je 400 MW Leistung. Die Energiebauten gingen einher mit Flußregulierungen, die günstigere Bedingungen für die Schiffahrt schufen, mit Bewässerungssystemen für die Landwirtschaft, mit Schutzmaßnahmen gegen das immer wieder anrennende Hochwasser, mit neuen Möglichkeiten für Wassersport und Erholung.

☆

Die Donau sei ein einziger Bauplatz, sagt Kapitän Fodor. Nun werde es auch ernst zwischen Gabčikovo (ČSSR) und Nagymaros (Ungarische VR) ... Es hört sich an, als beklage er es. Die Ruhe sei dahin, Gabčikovo, sein Heimatstädtchen, platze aus allen Nähten, meint der Kapitän, da sich backbords bereits der Damm für Bratislavas Stausee abzeichnet, der siebenmal so groß wie Berlins Müggelsee sein wird. Noch vor zehn Jahren, als er auf die „Čajka“ umstieg, habe er nicht gedacht, daß er das noch erleben werde. Diese Zweifel teilte er mit vielen Alteingesessenen. Schon von ihren Vorfahren hörten sie von Flußregulierungsmaßnahmen, die bereits unter Maria Theresia erdacht, aber nie angepackt wurden. Nun sollten ausgerechnet sie erleben, wie der Donau ein neues Bett gemacht wird? Mit dem Zweifel ging zugleich die Hoffnung einher, den Strom endlich zu beherrschen. Das Hochwasser vom Jahre 1965 ist in den Dörfern ringsum noch in schrecklicher Erinnerung. An die fünfzig Gemeinden mußten evakuiert werden, sagt der Kapitän. Die Fluten rissen 4000 Häuser mit sich, überschwemmten 71 000 Hektar wertvolles Ackerland ...

☆

Gabčikovo, ein geschichtsträchtiger Marktflecken, auf halbem Weg nach Komárno. So sollen der Ungarnkönig Matthias Corvinus vor nunmehr fünfhundert Jahren unter den drei Gabčikover Eichen Frieden mit den Türken geschlossen und der legendäre Hunnenkönig Attila in dieser Gegend seine letzte Ruhe gefunden haben. „Aber soviel wir auch graben“, sagt Marian Sereda, der leitende Ingenieur des Donau-Bauobjekts, „bisher sind wir ihm noch nicht begegnet. Und wir graben viel. 170 Millionen Kubikmeter Erde müssen bewegt werden. Doch man sieht's kaum. Unsere Baustelle ist derzeit mit einem Eisberg vergleichbar. Sechs Siebentel stecken unter der Oberfläche. In den nächsten zwei Jahren werden sich die Umrisse dieses neuesten Donauobjektes deutlicher abzeichnen“, versichert der Ingenieur und erläutert am Modell den 220 Kilometer langen Bauplatz rechts und links der Donau, der im Weichbild der slowakischen Hauptstadt beginnt und erst vor den Toren Budapests endet (siehe Zeichnung Seite 7). Dann lotst er uns über Baustraßen, die einmal den Kanal aufnehmen werden, in dem dann Fluß-See-Schiffe mit einem Tiefgang bis zu 3,5 Metern (!) Bratislava erreichen. Er lotst uns über Böschungen, die Deiche sein werden, über Betonmauern, die Schleusenkammern begrenzen, über Brücken ... Erst vor einem 33 Meter tiefen Abgrund halten wir. Die Grube für die acht energiespendenden Turbinen. Dieses Becken ist eine technische Spitzenleistung. In ihm steckte über eine Million Kubikmeter Erde. Noch vor einem Jahr, so Ingenieur Sereda, war hier ebenes Land. Das besondere dabei: dieses „Loch“ trocken zu halten, es erfolgreich vor dem von allen Seiten andrängenden Grundwasser abzuschirmen. Mit solchen Problemen plagten sich die Bauleute in Assuan und anderen großen Wasserkraftwerksbauten. Den ČSSR-Spezialisten gelang es, mit speziellen Beton-Injektionen den Untergrund und die Beckenseiten sicher abzudichten. Eine Voraussetzung, um den Termin zu halten: 1990 soll von hier der erste Strom ins Netz fließen.

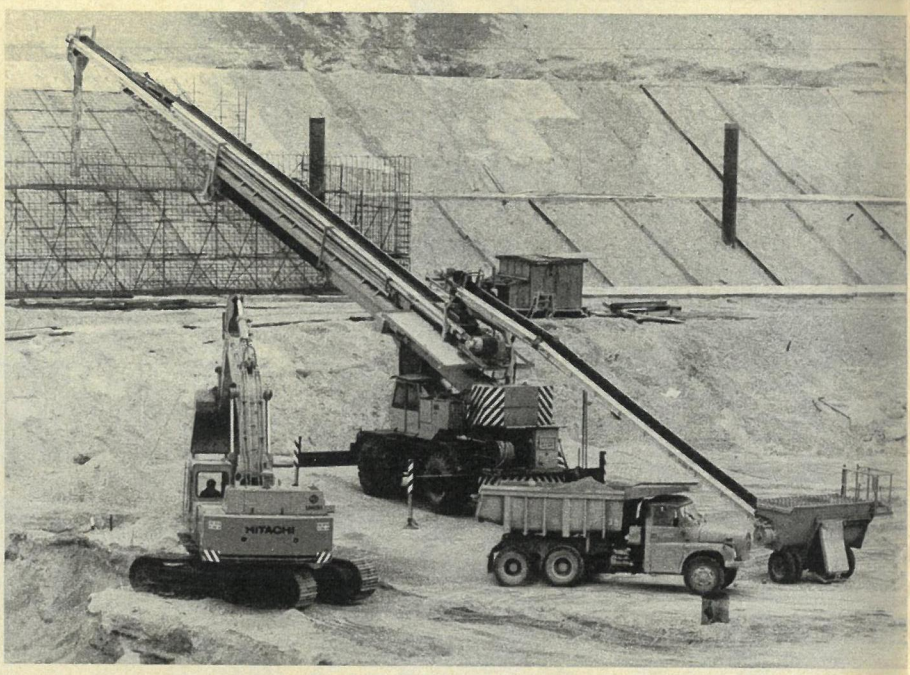
Dieses komplexe Donauobjekt ist ein Gemeinschaftswerk zweier sozialistischer Länder, der ČSSR und der UVR. (Die Donau ist auf 142 Kilometern Grenzfluß zwischen beiden Staaten). „Erst ihre gemeinsame Kraft“, so betont Ingenieur Sereda, „macht es möglich, sich einen jahrhundertealten Traum zu erfüllen.“ Beide Seiten teilen sich die Gesamtbaukosten, später auch den Gewinn, wenn sich der Aufwand nach 10–15 Jahren bezahlt gemacht hat.

„... Die Donau und die in prächtigen Farben prangenden, die feinsten Nuancen des Grünen und Braunen in sich vereinigenden Walnußbäume bescheren mir immer wieder ein genußreiches künstlerisches Erlebnis ...“

schwärmte István Szönyi (1894–1960), ungarischer Maler, dem die Donau und die sie begleitenden Landschaften immer wieder Modell waren. Zu den urwüchsigen Auenwäldern gesellen sich nun neue Landschaftsbilder, von den Menschen am Strom gestaltet. Als Ingenieur Sereda hierher kam, waren's ringsum verträumte Dörfer. Die lärmende schwere Bautechnik, die sich durch enge und staubige Dorfstraßen zwängte, weckte sie. Inzwischen gibt es befestigte Zufahrten. Aber zu Beginn, da brachte das die Leute auf. Geduldig sprachen Projektanten, Bauleute und Volksvertreter mit den Einwohnern, immer und immer wieder. Sie erklärten ihnen, was mit der Donau geschieht und wie dies ihr Leben verändern wird. Was half's? Die Leute mußten es selbst sehen, sich überzeugen. So kamen viele auf den Bauplatz, arbeiten inzwischen mit. Erst jetzt verstanden sie, was hier vor sich geht, und waren so gleichzeitig beteiligt an der behutsamen Umgestaltung ihrer Umwelt. Wenn in dem künftig unterhalb des Schiffahrtskanals verlaufenden alten Donaubett (es dient dann der Abführung des Hochwassers) Ruhe einzieht, bieten sich für Reiher, Kormorane und Kraniche neue und zusätzliche Lebensräume. Und wie eh und je wird es im frühen Sommer Pappelblüten im Überfluß schneien, und im Herbst werden wie gewohnt die Walnüsse reifen.

☆

Zur Ausrüstung der „Čajka“-Mannschaft gehören neben dem vielseitigen maritimen Werkzeug auch Sensen und Buschmesser. Hinter der nächsten Flußbiegung sind Brennesseln, Kamille und Melde



mannshoch gewachsen, haben Weiden üppig ausgelegt und versperren den Schiffsführern die Sicht auf achtunggebietende Hinweisschilder. Ein kurzer Landgang für die Besatzung zur „Uferverschönerung“, und dann macht Kapitän Fodor der guten alten „Čajka“ wieder Dampf. Noch etliche Meilen liegen heute vor ihr. Immer war auf sie Verlaß. Wehmütig klingt's, wenn der Käpt'n von einem neuen Bojenboot spricht, das gerade auf einer ungarischen Werft auf Kiel gelegt wird und im nächsten Jahr seinen Donaudienst antreten soll.

☆

Entlang des Stromes siedelten sich, die Vorzüge solch wassernahen Standortes nutzend, die unterschiedlichsten Industriebetriebe an, allen voran Werften. Der Schiffbaubetrieb in Korneuburg (Österreich) beging in diesem Jahr ein Jubiläum. Vor 25 Jahren übergab er die ersten zwei im UdSSR-Auftrag gefertigten Luxus-Passagierschiffe für die sowjetische Donauschiffahrt. Einschließlich der weiteren an die UdSSR gelieferten Schiffe beförderten sie bisher 300 000 Passagiere.

Die Tradition der Schiffswerft von Óbuda (UVR) geht gar 150 Jahre zurück. 1836 lief dort das erste Dampfschiff, der hölzerne Rad-Dampfer „Árpád“, vom Stapel. Heute sind leistungsfähige Schubschiffe aus Budapest auf der Donau und den sibirischen Strömen eingesetzt.

Die Werft „Iwan Dimitroff“ in Russe (Bulgarien) macht sich ebenfalls am Fluß breit. Zehn Kilometer weit ziehen sich ihre Produktionshallen und Hellingen am Strom entlang. Flußfrachtschiffe, Fluß-See-Schiffe, Tanker stehen auf der Sortimentsliste dieser wohl südlichsten Donauwerft.

☆

Kurz vor unserem Ziel beschleunigt der Strom seinen Lauf, als wolle er sich abwenden von der Unrast am Ufer. Doch dann besinnt er sich, trägt behutsam ein Schiff auf seiner Jungfernfahrt. Auf der Komárnoer Schiffswerft „Gabor Steiner“ mit Donauwasser getauft, versieht es künftig seinen Schiffsdienst auf Ostsee und Wolga. Kapitän Fodor steuert die „Čajka“ näher heran. Wir steigen auf die „Wolgo-Balt 255“ über. Ein Schiff in leuchtenden Farben, sein künftiger Heimathafen: Leningrad. 255 solcher Frachter für Ströme und küstennahe Seeregionen fertigten die Komárnoer Schiffbauer bisher. Darunter die ersten sieben der technisch vervollkommneten „Amur“-Serie. Ein umweltfreundliches Schiff, ausgerüstet mit Anlagen zur Abfallbeseitigung, von geringer Lärmbelästigung, mit hohem Komfort für die Besatzung.

Eine weitere Spezialität der Komárnoer sind die Flußbagger. Metallene Ungetüme, die sich mit ihren 75 Baggerschalen bis zu 15 Meter Tiefe vorgraben. Vibrationssiebe sortieren den geförderten Kies an Bord nach seiner Körnigkeit. Auf Wunsch der sowjetischen Auftraggeber ist die Arbeitsplattform überdacht, damit auch im Winter auf dem Schiff gearbeitet werden kann. Für Cheftechnologe Juraj Pally und sein Kollektiv hat bereits ein neues Zeitalter im ČSSR-Schiffbau begonnen. Computer, Roboter, ganze automatisierte Komplexe sichern der Donau-Werft künftig einen höheren Effekt, eine gesteigerte Qualität. „Dabei gibt es seit Jahren eine gute Zusammenarbeit mit dem Rostocker Schiffbaukombinat“, sagt Juraj Pally und nennt Erzeugnisgruppen, die, aus der DDR importiert, sich bewähren, wie etwa die Anlage für den Stapellauf…

☆

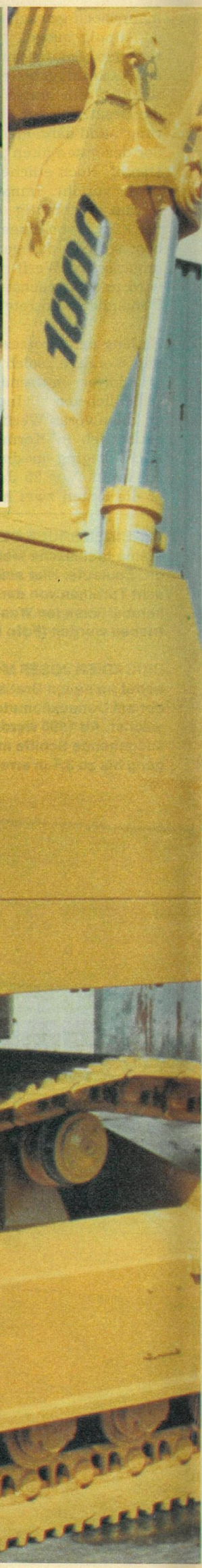
Ein letztes Mal alarmiert Kapitän Andrej Fodor seine Mannschaft. Eine der Bojen hat sich losgerissen und es sich am Ufer bequem gemacht. Die Männer schleppen sie ins Fahrwasser, fangen sie dort ein, bereiten eine der grünen Tonnen für den „Lotsendienst“ vor. Der Schiffskran setzt sie aus. Nur wenige Stunden Ruhe, dann sind sie wieder auf Posten, die slowakischen „Donaulotsen“. Mit der „Čajka“ im Fluge, immer unterwegs, stromauf und stromab, bei Sonne und Regen, bei Nebel und Eisgang, tagein und tagaus.

DIE DONAU hat zwischen Quelle und Mündung ein Gefälle von 678 m. Aus diesem energetischen Potential ließen sich jährlich bis zu 44 Milliarden kWh Elektroenergie gewinnen. 20 Milliarden kWh werden bisher von Donauländern genutzt. Die Wasserkraftwerke von Gabčikovo und Nagymaros sollen einmal 3,675 Milliarden kWh Elektroenergie (davon 1,525 kWh in Spitzenzeiten) erzeugen. Für die gleiche Energiemenge wären in einem Wärmekraftwerk jährlich 3,8 Millionen t Braunkohle oder eine Million t Erdöl nötig.

TURBINENGRUBE BEI GABČIKOVO – eine technische Meisterleistung der Bauleute. Hier sollen einmal acht Turbinen von der aus 20 Metern herabstürzenden Wasserkraft angetrieben werden (Foto links).

BRIGADIER JOSEF MOLNAR – arbeitet im neuen Bratislavaer Hafen, der am Donaukilometer 1864 heranwächst. Ab 1990 werden ihn auch seegehende Schiffe mit einem Tiefgang bis zu 3,5 m erreichen.

Karten: Jochen Arfert



Freundschaftsbesuch in der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien

Umfassende Gespräche über bilaterale und internationale Fragen führte der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, vom 2.–4. Oktober 1985 in der SFRJ mit den jugoslawischen Repräsentanten. Beide Seiten wollen dazu beitragen, Frieden und Sicherheit zu festigen und eine aktive friedliche Koexistenz in der Welt zu fördern. Nach seinen offiziellen Beratungen besuchte Erich Honecker die montenegrinische Hauptstadt Titograd.

Visite eines Ehrenbürgers

Die Arbeiter und Techniker des Titograder Baumaschinenkombinates haben ihren Anteil an der nicht unbeträchtlich gestiegenen Industrieproduktion Jugoslawiens im vergangenen Quartal. Ihre in vielen Ländern der Welt gefragten Bulldozer, Bagger und Kipplader tragen das schlichte Erkennungsmal „RD“. Von ihrer Wendigkeit überzeugte sich Erich Honecker im unweit des in die Moraca mündenden Flüßchens Ribnica gelegenen Werk. „RD“ ist Inbegriff für Leistungsfähigkeit auf Straßenbaustellen im zerklüfteten montenegrinischen Bergland wie fernab in unwegsamen afrikanischen Wüsten. „RD“-Maschinen haben dazu beigetragen, Titograd zu einer modernen, dynamischen Republik-Hauptstadt in der SFRJ zu machen; Montenegro – wie es Erich Honecker beim freundschaftlichen Beisammensein mit den führenden Männern des Landes formulierte – aus einem der zurückgebliebensten und ärmsten Gebiete des Balkan zu einer Republik zu formen, deren Bild heute durch moderne industrielle und landwirtschaftliche Betriebe bestimmt wird. „RD“ indessen steht zugleich für Willen und Bereitschaft, für Mut, für Tapferkeit. Denn R und D sind die Initialen eines Volkshelden: Radoje Dakić. Er war einer der 35 000 Montenegriner, die wie hunderttausend in ganz Jugoslawien dem Ruf der Partei der Kommunisten folgten. Dreißigjährig verließ er die Werkbank, seine Vaterstadt Podgorica und zog in die heimatlichen Berge zu der sich formierenden Volksbefreiungsarmee und den Partisanenbrigaden. Radoje Dakić, kampfgezeichnet nach dem Sieg über die faschistischen Okkupanten zurückgekehrt, erlebte nur ein Jahr die Freiheit, die unter dem Oberbefehl Josip Broz Titos zusammen mit sowjetischen Einheiten, italienischen, bulgarischen, tschechischen wie ungarischen, österreichischen und ebenso deutschen Partisanen opferreich erkämpft worden war. Der Held der jugoslawischen Völker Radoje Dakić starb, als Podgorica, die montenegrinische Metropole, den Namen Titograd erhielt. Eine bronzene Büste mit den Lebensdaten 1911–1946 ziert den Eingang zur Kombinatsdirektion im Werk am Fuße der Schwarzen Berge. Titograds erster ausländischer Ehrenbürger, Erich Honecker, schloß Radoje Dakić symbolisch in den brüderlichen Gruß an alle ein, die zum sozialistischen Aufblühen des Landes innerhalb der mit der DDR befreundeten SFRJ beigetragen haben, als er versicherte, sich immer aufs engste mit der Stadt, ihren Helden, allen Bürgern verbunden zu fühlen.

Günter Stechow

Fotos: ZB/Schmidtke

● Ehrung für Hans Rodenberg

Am 2. Oktober wäre Hans Rodenberg 90 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß verlieh der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, dem Potsdamer Haus der DSF den Namen des Revolutionärs und Künstlers. Ob als erster Hauptdirektor des DEFA-Studios für Spielfilme, als Dekan der Hochschule für Filmkunst Potsdam-Babelsberg, als Stellvertreter des Ministers für Kultur, als Mitglied des Staatsrates – stets wirkte Hans Rodenberg als glühender Kämpfer der Freundschaft mit dem Lande Lenins. Unzählige Menschen machte er mit der Kunst und Kultur des Bruderlandes vertraut und prägte mit das Antlitz unserer sozialistischen Kultur. Erich Mückenberger, der das Leben und Wirken Hans Rodenbergs würdigte, übergab das Modell eines Gedenksteines, der dann vor dem Gebäude seinen Platz finden wird.

● Phantastisch

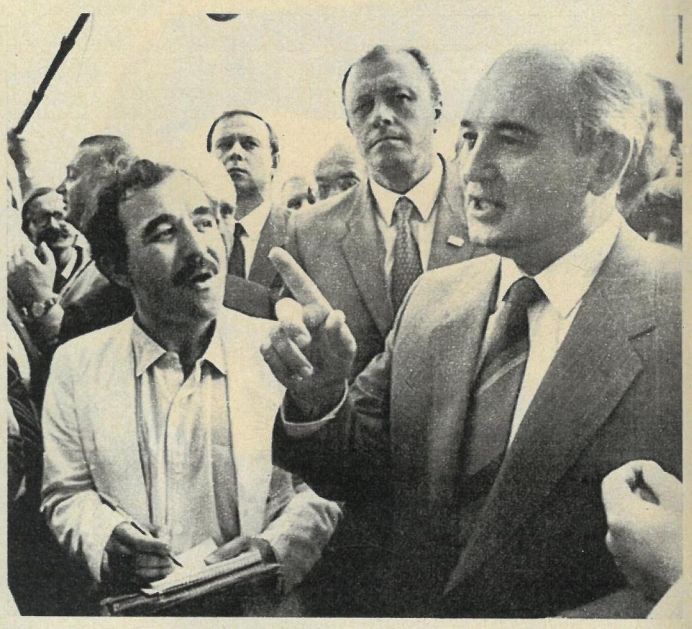
Auf den Seiten 46–49 zeigt FREIE WELT alle diesjährigen Leichtathletik-Weltrekordler der DDR in diesem Jahr. Doch jetzt, beim Oktober-Halali der Saison in Canberra, sind mit Marita Koch und der Frauen-Sprintstaffel (im Bild letzter Wechsel Auerswald–Göhr) zwei weitere hinzugekommen. Die sechste und siebente Welthöchstleistung für DDR-Athleten 1985! So schnellebig ist die Zeit, und so wandelt sich Marita über Nacht sowohl zur Inhaberin des ältesten (200 m) als auch des jüngsten (und vielleicht sogar besten) Weltrekordes in einer Frauen-Einzeldisziplin: 400 m in 47,60 s!

Fotos: ZB/TASS, ZB/Koard

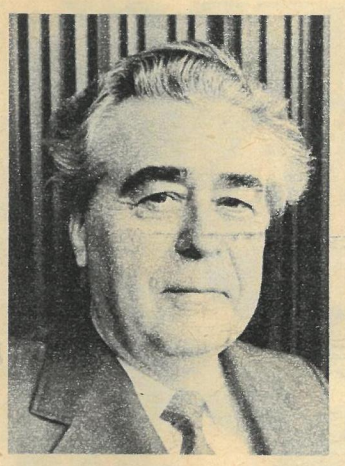
Friedensoffensive an der Seine

Das französische Raumfahrtzentrum Toulouse empfing auch am 3. Oktober Signale aus dem Weltraum. Sie kamen von den beiden sowjetischen Sonden, die der Wega entgegenfliegen und französische Instrumente an Bord haben. An diesem sommerlichen Herbsttag fing Toulouse, gleichsam als Begleitmusik, die neuen Signale auf, die kraftvoll aus Paris kamen. Im Hotel de Lassay hatte Michail Gorbatschow die konkreten Strukturen der neuen Abrüstungsvorschläge seines Landes umrissen. Die Tatsache, daß sie gerade in Paris vorgetragen wurden, gab dem Aufenthalt des Generalsekretärs des ZK der KPdSU vom 2.–5. Oktober noch mehr weltpolitisches Gewicht. Denn die Vorschläge könnten, wie Gorbatschow selbst sagte, eine „völlig neue Situation in den Beziehungen zwischen Ost und West" schaffen. Die Sowjetunion hat vorgeschlagen, die Weltraumwaffen vollständig zu verbieten, die strategischen Kernwaffen radikal, um 50 Prozent, zu reduzieren und ein gesondertes Abkommen über Mittelstreckenraketen abzuschließen. Gleichzeitig hatte der Frankreich-Besucher überzeugend dargelegt, daß sein Land das Moratorium über Mittelstreckenraketen in Europa konsequent einhalte. In diesem historischen Gebäude am rive gauche, am linken Seineufer, hat Michail Gorbatschow eine historische Rede gehalten. Denn mit ihr wird versucht, wie der Gast sagte, „solange es nicht zu spät ist, die ‚Höllenfahrt' des Wettrüstens zu stoppen". Die klare, überzeugende und von der Friedenssorge getragene Rede des sowjetischen Parteiführers blieb nicht ohne Wirkung auf die Zuhörenden. Die Präsidenten beider Kammern des Parlaments, Poher und Mermaz, waren ebenso zugegen wie der ehemalige Premierminister Raymond Barre. Die bürgerliche Presse hatte bereits vor Ankunft Michail Gorbatschows eine Offensive des Charmes vorhergesagt. Doch der Besuch war mehr als das. Er war vor allem eine Offensive der Vernunft, des Dialoges und des Friedens. Die Tatsache, daß sich Präsident Mitterrand und Michail Gorbatschow gemeinsam zu Vertrauen und Zusammenarbeit, zur Sorge über das Wettrüsten und um den Frieden bekannt haben, hebt diesen offiziellen Besuch über die Tagespolitik hinaus. Denn beide Staatsmänner haben, ohne die teilweise sehr unterschiedlichen Auffassungen zu leugnen, Übereinstimmendes gesucht und betont. Dazu gehört die Notwendigkeit, das Wettrüsten zu stoppen, und der Wille, den politischen Dialog ebenso zu verstärken wie die bilaterale Zusammenarbeit in Wirtschaft und Wissenschaft. Beide waren sich einig, daß der Weltraum vor der Militarisierung geschützt werden müsse. Als François Mitterrand diesen Gedanken auf einer gemeinsamen Pressekonferenz mit Michail Gorbatschow hervorhob, berieten bei Paris Raumflieger verschiedenster Nationen, wie sie zum Schutz des Alls beitragen können. Das Raumfahrtzentrum Toulouse empfing wieder die Signale der Wega-Sonden, Signale friedlicher sowjetisch-französischer Kosmosforschung.

Dr. Lutz Renner



Michail Gorbatschow bei seinem Besuch des Automobilwerkes „Peugeot" in Poissy bei Paris



Medizinische Gemeinsamkeit

Auskünfte für FREIE WELT gab Nikolai Trubilin, Minister für Gesundheitswesen der RSFSR, der anläßlich der Woche der sowjetischen Medizin (23. bis 27. September) in der DDR weilte.

Welche Eindrücke nehmen Sie mit nach Hause, welchen Wert besitzen solche Veranstaltungen?

Sie sind eine gute Tradition unserer Länder geworden, vermitteln wertvolle Eindrücke, geben Anregungen für neue gemeinsame Vorhaben. Wir hatten Gelegenheit, in Berlin, Potsdam und Frankfurt (Oder) moderne Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens, der Akademie der Wissenschaften zu besuchen, Gespräche mit DDR-Fachleuten zu führen. Wir – das sind Gesundheitspolitiker, Wissenschaftler und Ärzte, die seit langem in angeregtem Erfahrungsaustausch mit Kollegen in der DDR stehen. Wir studierten hier Methoden und Resultate der medizinischen Grundbetreuung in Stadt und Land, machten uns mit der Ausbildung im Gesundheitswesen vertraut.

Sie weilten auch in Berlin-Buch, informierten sich über gemeinsame Strategien und Maßnahmen gegen Bluthochdruck. Welche Anregungen vermittelte dieser Besuch?

Daß hier, im modernen Zentralinstitut für Herz-Kreislauf-Forschung der Akademie der Wissenschaften der DDR nicht nur nach neuen Arzneimitteln gesucht, sondern auch psychische und Umweltfaktoren erforscht werden, die Einfluß auf das Entstehen und den Verlauf von Bluthochdruck haben. Wir haben in Berlin-Buch auch gesehen, wie eng die Kontakte zwischen Wissenschaftlern aus unserem Land und der DDR sind. Viele Ärzte und Wissenschaftler Ihres Landes wurden bei uns ausgebildet, wir haben gemeinsam Methoden zur Prophylaxe, zur Diagnostik und Behandlung entwickelt. Der sowjetische Arzt und Kosmonaut Dr. Oleg Atkow hat in Buch gearbeitet, ist an einem Werk über Ultraschalluntersuchungen des Herzens beteiligt, das in Moskau und in Berlin veröffentlicht wurde.

Welchen Wert messen Sie diesen gemeinsamen Forschungen bei?

Wir setzen große Erwartungen in die weiteren grundlegenden und klinischen Forschungen der Partner. Das Problem der Ursachenerkennung, Verhütung und wirksamen Behandlung von Bluthochdruck kann nur im Kollektiv gelöst werden. Es müssen dazu internationale Forschungskollektive geschaffen werden, damit kurzfristig effektive Methoden und Mittel gefunden werden. Eine begrüßenswerte Initiative sind auch deutsch-sowjetische Jugendsymposien, bei denen sich junge Kardiologen mit den Forschungsergebnissen der Partner vertraut machen und gemeinsame Vorhaben vereinbaren. Vor drei Jahren fand eine solche Beratung in Buch statt. Der Wissenschaftleraustausch ist ein wichtiger Weg bei der Vertiefung der Zusammenarbeit. Immerhin sind jährlich über 1500 Wissenschaftler der Akademie der Wissenschaften der DDR und der UdSSR jeweils im Austausch in Einrichtungen des Bruderlandes tätig. Heute arbeiten weit über 100 DDR-Institute mit fast 100 Instituten in der UdSSR an der Lösung von mehr als 200 Themen zusammen. Die Grundlage für diese Kooperation über Ländergrenzen bilden 153 Verträge.

Im Bezirk Frankfurt (Oder) informierten Sie sich über die Organisation der medizinischen Betreuung auf dem Lande.

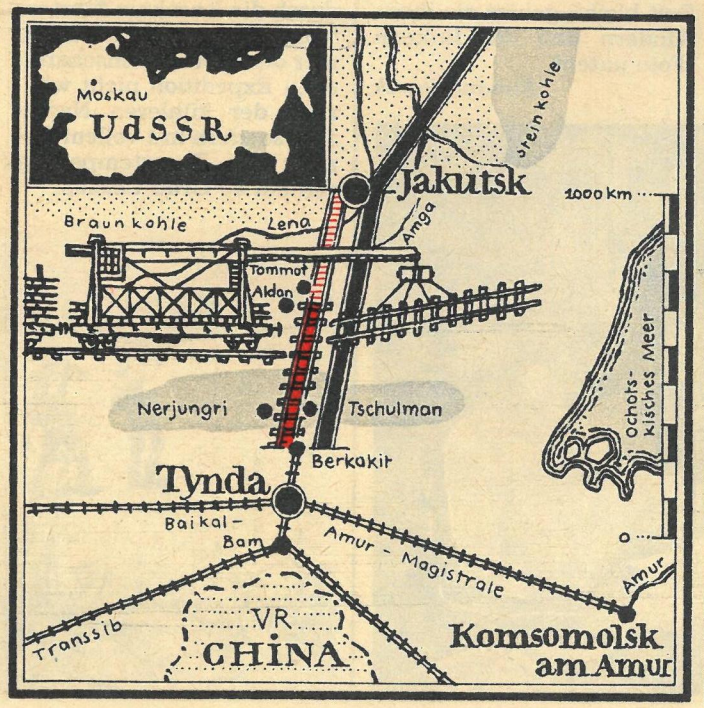
Was die vorbeugende medizinische Betreuung in Gemeindeschwesternstationen, Landambulatorien und Betriebspolikliniken betrifft, nehmen wir für unser ländliches Gesundheitswesen manche Anregung mit nach Hause. In der UdSSR geht man dazu über, die gesamte Bevölkerung in einer allgemeinen Dispensairebetreuung zu erfassen, die – wie jede medizinische Hilfe bei Ihnen und in der Sowjetunion – unentgeltlich ist. Einmal im Jahr soll jeder Bürger des Landes untersucht werden, um rechtzeitig Geschwulstkrankheiten, Herz-Kreislauf-Störungen, Lungenkrankheiten, Stoffwechselstörungen und andere Leiden zu erkennen.

Interview: Jochen Mämecke

Vorstoß zu neuen Schätzen

Viele von denen, die der BAM, dem „Eisenbahnbau des Jahrhunderts", den Weg vom Baikal zum Amur gebahnt haben, sind ans derzeitige Ende des Nordabzweigs Tynda–Berkakit umgezogen. Unter ihnen auch die Männer des geradezu legendären Gleisbau-Brigadiers Iwan Warschawski oder die Brückenbauer um Alexej Iwantschenko. Schon vereint der neue sibirische Eisenbahn-Großbauplatz über 2000 Komsomol-Brigadisten, und seit April wachsen Bahndamm, Gleisbett und Schienenstrang nach Norden durch Taigaschneisen – zunächst 380 Kilometer bis Tommot am Aldan. Sobald die Trassenbauer dieses Ziel erreicht haben werden – spätestens 1990 –, geht es weiter gen Nordost: nach Jakutsk, Hauptstadt der Jakutischen ASSR, der „Gold- und Diamantenrepublik" im Herzen des sibirischen Ostens. 1994 sollen auf der dann insgesamt rund 870 Kilometer langen, neuen Eisenbahnmagistrale – für die der endgültige Name noch nicht feststeht –, durchgehend die ersten Züge rollen. Täglich 34 Zugpaare (und zusätzlich zwei für Passagiere) werden künftig pro Jahr Dutzende Millionen Tonnen Güter zwischen der BAM und Jakutsk transportieren: Versorgungsgut nach Norden, Rohstoffe und Erzeugnisse nach Süden, was zur Zeit allein über Lena und die Autostraße Amur-Jakutsk möglich ist. Die Schienentrasse hilft, ein Gebiet zu erschließen, vergleichsweise von 30facher Größe der DDR. Damit gewinnt das Land den eigentlichen Schlüssel zur Schatzkammer Jakutien mit unermeßlichen Naturreichtümern: Kohle, Eisen, Apatit, Glimmer, Buntmetall, Holz und mehr. Bereits auf ihrem Erstabschnitt durchquert sie das Becken Nerjungri-Aldan mit seinen Kohleschätzen. Weitere Vorräte: 20 Milliarden Tonnen Eisenerz bei 60 Prozent Fe-Gehalt! Darüber hinaus kommt das mindestens 2,5 Milliarden Tonnen bereithaltende Apatit-Lager von Seligdarskoje an den Schienenstrang. Letzteres wird in Zukunft den gesamten Fernen Osten der UdSSR mit dem unerläßlichen Phosphat-Düngemittel versorgen, was bislang aus Kasachstan sowie von der Kola-Halbinsel (Murmansk) – hinweg über viele tausend Eisenbahn-Kilometer – geschieht. Die überaus ideale Nachbarschaft der Vorräte an Kohle und Eisen gestattet, ein zweites, noch größeres fernöstliches Hüttenzentrum neben Komsomolsk am Amur entstehen zu lassen. Es könnte durchaus einmal Kursk oder Magnitogorsk in den Schatten stellen. Der Ausblick läßt freilich nicht übersehen, daß vorerst die Bauleute unter den extremen Bedingungen Sibiriens die Voraussetzungen schaffen müssen. Als erste die Eisenbahn-Trassenbauer. Wenigstens 30 Millionen Kubikmeter Boden sind dafür zu bewegen, etwa 400 Brücken und Viadukte zu bauen, Hunderte von Kilometern Schienen zu verlegen. In jeder Stunde, an jedem Tag ein Ringen mit den überaus rauhen Naturgewalten in einer Gegend Jakutiens, wo unweit davon der Kältepol der Erde liegt... Wie kürzlich auf einer Pressekonferenz in Moskau verlautete, haben die Planer auch Magadan im Visier.

Helmuth Reich



Am Puls des Weltgeschehens

In jeder Ausgabe unserer Illustrierten finden sich Meldungen und Fotos, deren Quelle die Nachrichtenagentur TASS ist, die vor kurzem 60 Jahre alt wurde. Die Telegrafenagentur der Sowjetunion gehört zu den größten Agenturen der Welt. Angefangen hat ihre Geschichte eigentlich schon am 1. Dezember 1917, als Lenin mit der Unterzeichnung eines entsprechenden Dekrets die bereits bestehende Petrograder Telegrafenagentur zum zentralen Informationsorgan der jungen Sowjetmacht erklärte. Ein Jahr später wurde sie in Russische Telegrafenagentur (ROSTA) umbenannt. Seit 1925 ticken unzählige Fernschreiber die vier Buchstaben TASS in alle Welt. Täglich gehen heute unter diesem Signum Nachrichten in acht Sprachen an über 1000 Agenturen, Zeitungen und Zeitschriften, Fernseh- und Rundfunkgesellschaften sowie diplomatische und Handelsvertretungen in 115 Ländern. Sowjetischen und ausländischen Abonnenten werden jährlich 6,5 Millionen Fotos und 2,5 Millionen Fotoklischees zugeschickt. Im TASS-Gebäude an der Ecke Twerskoi Boulevard/ Herzenstraße stehen die Fernschreiber keine Stunde still, übertragen etwa 800 Zeichen in der Minute.

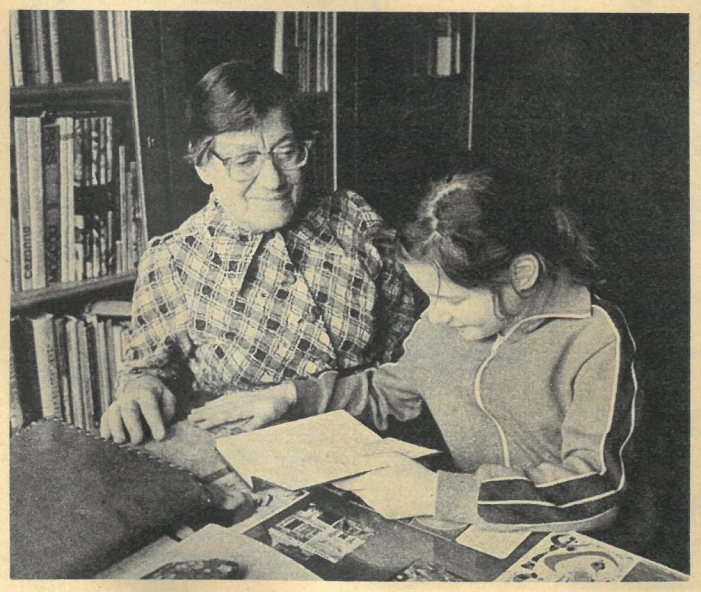
Die Agentur ist nicht nur Sendezentrale, sondern empfängt von eigenen Korrespondenten aus 125 Ländern wie auch von anderen Nachrichtenagenturen neueste Meldungen aus aller Welt. Rund um die Uhr werden täglich fünf Millionen Wörter ausgetauscht. Außerdem gelangen rund 300 Zeitungen und über 200 Zeitschriften in Russisch und in anderen Sprachen zur Auswertung. TASS ist über Duplex- und EDV-Linien mit 51 Staaten verbunden, und über ein internationales Leitungsnetz von etwa 150 000 Kilometern sowie über 30 Sender findet täglich ein Nachrichtenaustausch statt. Doch nicht nur aus dem Ausland laufen hier Nachrichten ein. Die Moskauer TASS-Zentrale wird auch von den 14 Telegrafenagenturen der Sowjetrepubliken sowie den 72 Korrespondentenbüros in der RSFSR versorgt. Ein neues System von Computern – verbunden mit einem einheitlichen automatischen Empfangs-, Verarbeitungs- und Sendesystem – wird in Zukunft die Leistung der Agentur erhöhen.

Hajo Obuchoff

„Anna-Buch" im Aufbau-Verlag

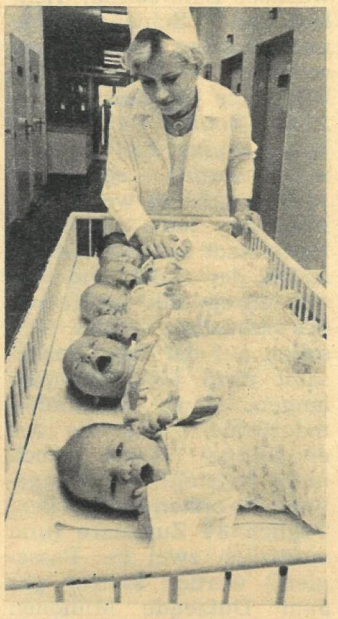
Die Leser der FW-Serie in den Heften 16, 17, 18 stellen nach der Lektüre der Erinnerungen von Prof. Dr. Tamara Motyljowa bis zum Jahre 1945 die berechtigte Frage nach der weiteren Entwicklung der Wissenschaftlerin. Als wir sie im März in Moskau besuchten, wurde unser Gespräch über ihre 1949 verteidigte Habilitationsschrift „Leo Tolstoi in der französischen Literatur und Kritik", ihre Forschungen am Institut für Weltliteratur „Maxim Gorki", die Lehrtätigkeit am Zentralen Bibliotheksinstitut sowie am Schriftsteller-Institut immer wieder durch das Telefon unterbrochen: Anrufe von Verlagen, von ratsuchenden Fachkollegen, von Institutionen mit der Bitte um Vorträge, von der Redaktion der „Inostrannaja literatura" (Ausländische Literatur), deren Redaktionsmitglied sie seit 1957 ist, mit dem Vorschlag, einen Beitrag über neueste DDR-Literatur zu schreiben. Von der jahrzehntelangen Verbundenheit mit der deutschen antifaschistischen Literatur war die Rede bei unserem Spaziergang auf dem Kusnezki-Most (Foto oben), wo in Nummer 12 die Redaktion der „Internationalen Literatur", von Johannes R. Becher in den 30er und 40er Jahren geleitet, ihren Sitz hatte und wo „Genossin Tamara" zusammen mit den emigrierten Schriftstellern und Künstlern wie Bredel, Wolf, Weinert, Heinrich Vogeler u. a. ein und aus ging. Beim Büchereinkauf stellte sich heraus, daß das letzte Buch von Tamara Motyljowa über Anna Seghers „Persönlichkeit und Werk" (1984, 10 000 Exemplare) nicht mehr zu haben ist. Dieses „Anna-Buch", wie sie es liebevoll nennt, liegt ihr besonders am Herzen. Es „lebt" von der schönen Freundschaft, die sie mit Anna Seghers seit 1930 ein Leben lang verband, und es weist erstmals in der internationalen Seghers-Forschung eine so umfangreiche Gesamtdarstellung auf. Der Aufbau-Verlag, in dem ihr Buch über Romain Rolland bereits in der zweiten Auflage erschien, hat die Übersetzung des Buches über Anna Seghers schon im Plan. Mit „Literatur gegen den Faschismus", eine vergleichende Darstellung antifaschistischer Literatur gestern und heute, entsteht inzwischen ein neues Buch aus der Summe langjähriger Bemühungen. Dabei liest Tamara Motyljowa die behandelten Bücher in den Originalsprachen. Wenn nach dem harten Arbeitstag, trotz aller gesellschaftlichen Verpflichtungen noch Zeit bleibt, gehört sie ihren Kindern und der Enkelin (Foto unten).

Simone Barck



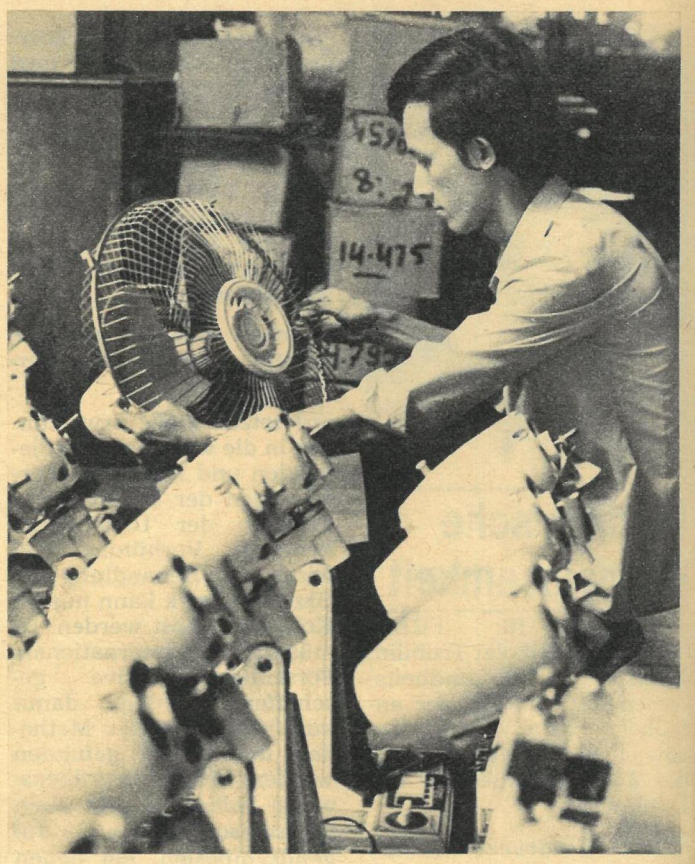
Familiensinn

Die kleinen Fahrgäste von Säuglingsschwester Ljudmila Novakova sind in der neuen Entbindungsklinik der nordmährischen Stadt Šternberk zur Welt gekommen, deren Bau nur eine von vielfältigen Maßnahmen ist, die in der ČSSR im Interesse junger Familien getroffen werden. Wachsenden Zuspruch bei Jungvermählten findet auch die seit 1973 bestehende Möglichkeit eines zinsgünstigen Kredits von 30 000 Kronen, von denen bei jedem erstgeborenen Kind 2000, bei jedem weiteren 4000 Kronen abgeschrieben werden.



Fußmarsch

250 Kilometer zu Fuß durch die kasachische Wüste Saryjesik-Atyrau legten diese mutigen Wanderer in neun Tagen zurück, um den menschlichen Organismus unter extremen Bedingungen zu testen. Entgegen früheren Unternehmungen, die sie im letzten Jahr beispielsweise 550 Kilometer durch die Karakum führten, marschierten die Teilnehmer der sportwissenschaftlichen Expedition nicht während der kühleren Nachtzeit, sondern mit vollem Gepäck bei Tagestemperaturen um 40 Grad Celsius.



Frischluft

Neuartige Tisch- und Deckenventilatoren werden seit diesem Sommer in den Vereinigten Elektromechanischen Werken in Ho-Chi-Minh-Stadt produziert. Auf der nationalen Ausstellung der wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften Vietnams konnten die neuentwickelten Erzeugnisse mit einer der begehrten Goldmedaillen ausgezeichnet werden.

Farbenspiel

Atomzeitalter, Mensch, Stilleben und Landschaften sind die Themen der Arbeiten, mit denen sich zur Zeit drei Moskauer Malerinnen im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin vorstellen. Eine von ihnen ist FW-Korrespondentin Elisabeth Klutschewskaja (im Foto 3. v. l.), die warme Farbtöne und Stadtansichten für ihre Aquarelle wählte.

Ein Magazin und die Kunden

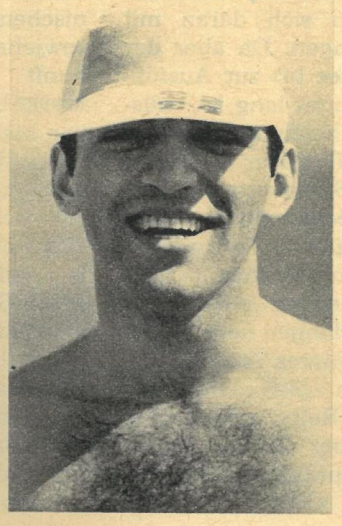
Mitte September waren sie wiederum alle beisammen und feierten den achtzehnten Jahrestag ihrer „Antikommunistischen Weltliga“: Eine Runde von Mordbuben und finanzstarken Hintermännern. Symbolhaft fand das Treffen in Dallas statt, in der Stadt, wo vor mehr als zwanzig Jahren die Schüsse fielen, die einem Präsidenten mit Realitätssinn den Garaus machten. Texanische Millionäre, Ultrarechte aus Guatemala und Paraguay, Konterrevolutionäre aus Nikaragua und Afghanistan ließen sich durch eine Grußadresse der US-Administration geradezu adeln. Darin wird mit hehren Worten ihre aktive Rolle gewürdigt, die sie alle „für diese edle Sache spielen. Durch unsere gemeinsame Anstrengung wird das Rad der Geschichte in Richtung Freiheit in der Welt bewegt.“ Diese Eloge huldigte auch die Vertreter des US-Magazins „Soldiers of fortune“ (Glücksritter), die in diesem erlauchten Kreis nicht fehlen durften. Wohin ihrer Meinung nach das Rad der Geschichte gedreht werden soll, daran lassen sie keinen Zweifel: Im Angebot ihrer Anzeigen sind Stahlhelme der Waffen-SS, faschistische Orden und Ehrendolche der Green Berets, die sich besonders grausamer Verbrechen in Vietnam schuldig gemacht haben. Dieser Traditionslinie verpflichtet, unterweist das Magazin, wie man mit Pistole, Handgranate und Messer, auch mit der bloßen Handkante den Gegner in die Grube schickt. Robert Brown – Verleger, Chefredakteur und Chefreporter in einem – ist ein ehemaliger Oberstleutnant der Special Forces, einer Killertruppe, und rühmt sich einschlägiger Söldner-Erfahrung. Er schildert sich und seine Getreuen als das letzte standhafte Bollwerk gegen die rote Flut, deren Ausläufer er auch schon in den USA entdeckt hat. Rüstungsgegner, liberale Kritiker und realistische Politiker und Militärs sind ihm Vorboten kommunistischer Unterwanderung. Natürlich mußten die Magazin-Mitarbeiter anwesend sein, als die „Antikommunistische Weltliga“ den Orden „Freiheitskämpfer des Jahres“ an besonders blutbesudelte Konterrevolutionäre aus Nikaragua und Afghanistan verlieh, denn schließlich praktizieren sie das, was das Magazin als Lektionen des Mordens an den Leser bringt. *Hans Bergmann*

K & K im Schachduell

Im Schachklub des Lichatschow-Autowerkes ist es beim zweiten Wettkampf um die Schachweltmeisterschaft zwischen Anatoli Karpow und Garri Kasparow, wie es beim ersten war. „Die Arbeiter bitten mich, Eintrittskarten für den Tschaikowski-Saal zu besorgen. Ich kann ihnen aber leider nicht helfen“, sagt der Held der Arbeit Konstantin Malin, Brigadier der Schmiede und Leiter der Schachsektion des Werkes. Also hat Malin, wie schon beim ersten Wettkampf, eine Telefonbrücke vom Tschaikowski-Saal über den Zentralen Schachklub der UdSSR zum Werkklub geschlagen, über die die Züge laufend übermittelt werden. Der SIL-Schachklub kann nie über Besuchermangel klagen; aber an den Spieltagen der WM ist der Zustrom besonders stark. Fast immer laufen im Klub Turniere, an denen im Jahr rund 2000 SIL-Arbeiter teilnehmen.

Wenn im Tschaikowski-Saal die Partie das Eröffnungsstadium verläßt und die Lage sich zuspitzt, dann nehmen die Spieler im Werkklub in ihren Partien „Auszeit“, um gemeinsam das WM-Geschehen zu verfolgen und Vorschläge zu diskutieren, wie Karpow oder Kasparow weiterspielen sollten. Anatoli und Garri müßten die Ohren klingen… Die SIL-Schächer sind sowohl mit dem Weltmeister als auch mit dem Herausforderer sozusagen persönlich bekannt: Beide haben im Werkklub Simultanvorstellungen gegeben. Und jeder der beiden hat bei den Autowerkern seine Anhänger. Vieles ist auch im Tschaikowski-Saal so, wie es vor Jahresfrist im Säulensaal des Gewerkschaftshauses war. Das Pressezentrum etwa, aus dem Hunderte Korrespondenten die Züge der Partien in alle Republiken der Sowjetunion und in die Welt kabeln. Oder das Großmeisterzimmer, in dem die Experten den Spielern auf der Bühne immer ein paar Züge voraus sind – genau wie die Fans im SIL-Schachklub. Vieles ist aber auch anders als 1984. Konnte damals niemand sagen oder auch nur ahnen, wie lange sich der Wettkampf hinziehen würde – das Reglement bestimmte: „Die Zahl der zu spielenden Partien ist unbegrenzt“ –, so kann man nun davon sprechen, daß im neuen Wettkampf in etwa Halbzeit ist. Denn die Zahl der Partien darf 24 nicht überschreiten; und viel weniger werden es allem Anschein nach auch nicht werden. Sportlich verläuft der jetzige Wettkampf ebenfalls ganz anders als der erste. Das erste Match stand bis etwa zur 30. Partie ganz im Zeichen Karpowscher Überlegenheit, und danach war ebenso eindeutig Kasparow Chef im Ring. Diesmal kann von einer Dominanz eines der Kontrahenten von Beginn an keine Rede sein. Der Herausforderer gewann die erste Partie, dann zog der Weltmeister durch den Gewinn der vierten und fünften in Front. Auch die Remispartien verlaufen spannend und abwechslungsreich. Häufig kommt es vor, daß die Großmeister im Pressezentrum erst meinen, Weiß stehe besser, dann der schwarzen Stellung den Vorzug geben, bis sich schließlich herausstellt, daß Angriff und Verteidigung sich die Waage halten. All das zeugt von der Gleichwertigkeit der Kontrahenten wie von ihrem enormen Kampfgeist. Wettkämpfe um die Weltmeisterschaft gelten seit jeher als Festtage des Schaches. In einem solchen Festival ziehen gegenwärtig zwei Könner ein besonders großes und interessiertes Publikum in ihren Bann, erfreuen es mit großartigen Partien.

Heinz Stern



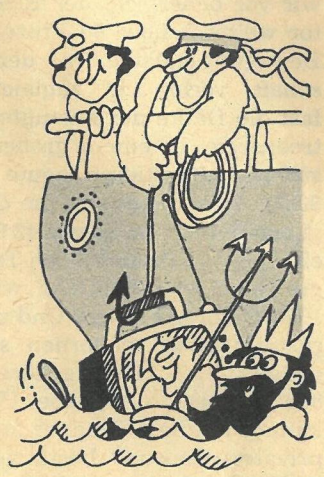
● Erfahrenes

Das Bestreben, Unerforschtes zu erkennen, etwas Neues zu entdecken und veraltete Anschauungen zu revidieren, zeichnet einen Wissenschaftler aus. Sehr wichtig ist es, sich hohe Ziele zu stecken, ohne nach Ruhm und sofortigem Erfolg zu trachten.

Alkej Chakanowitsch, Archäologe

● Am Rande

Bei einer Schiffsfahrt auf dem Amur fiel ein Koffer-fernseher des Typs „Junost 402“, gebaut im Moskauer Werk für Radiotechnik, in den Fluß und versank. Bei der Rückfahrt gelang es den Schiffern, das Gerät wieder an Bord zu hieven. Sie reinigten es, ließen es trocknen, schalteten es ein: Der Fernseher funktionierte wie neu.



● Persönliches

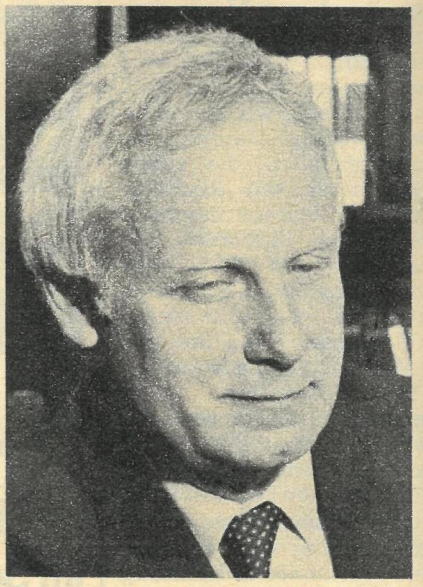
Alle Chancen, Publikumsliebling der Fernsehzuschauer in Böhmen, Mähren und der Slowakei zu werden, hat der neunjährige Milan Simaćek. Als „schwieriger Schüler“ Jirka, aber dennoch als Hauptheld agiert er in der auch bei uns ausgestrahlten 13teiligen Fernsehserie „Ein Haus mit tausend Gesichtern“. Einige Ungezogenheiten mußte man ihm erst beibringen.

Ihren 100. Hochzeitstag feierten im kaukasischen Gebirgsdorf Janschak in Aserbaidshan die 115jährige Chatyn und der 119jährige Iljas Dschafarow. Zu diesem einmaligen Fest waren neben den Dorfbewohnern die meisten der 200 Nachkommen erschienen.

Boris Koltschitzki aus Belgrad versetzt mit seinen Wettervorhersagen alles in Erstaunen. In den vergangenen drei Jahrzehnten soll er sich nicht ein einziges Mal geirrt haben. Sogar Presse und Fernsehen bedienen sich seiner sicheren „Wetterfrosch“-Prognosen.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: A. Paszkowiak, V. Billeb (3), D. Donskoi, VNA, ZB/ČTK, TASS/E. Schlej; Karte: H. Larisch; Vignette: D. Schüler

Ansichten und Aussichten — Generaldirektoren von Industriekombinaten der DDR im FREIE WELT-Gespräch.



Was können wir von den 29 000 Elektromaschinenbauern der DDR in diesem Jahr erwarten? Worum geht es bei der Zusammenarbeit zwischen dem VEB Elektromaschinenbau Dresden und „Elektrosila" Leningrad? Worauf setzt der „General" bei der weiteren Intensivierung? Diesen und anderen Fragen stellte sich der Generaldirektor des VEB Kombinat Elektromaschinenbau, Prof. Dr. Hansjoachim Hahn.

Das Wirtschaftsjahr 1985, wichtige Etappe vor dem XI. Parteitag der SED – was haben sich die Elektromaschinenbauer vorgenommen, worauf orientiert der Generaldirektor seine Streitmacht?

Als erstes selbstverständlich auf den Plan, ihn allseitig zu erfüllen und zu überbieten, und zwar so, wie es die Volkswirtschaft und die Bevölkerung verlangen, bedarfsgerecht. Das heißt, Elektromotoren zu liefern für alle Industriezweige, in den von ihnen geforderten Stückzahlen und Leistungsparametern. Dazu gehören Mikromotoren (angefangen bei 0,5 Watt) für die Medizin- und Labortechnik, für den Haushalt und die Datenverarbeitung genauso wie unsere bewährte Antriebstechnik für den Maschinen- und Anlagenbau (Aggregate bis zu 16 000 Kilowatt Leistung). Das ist für uns ein echter Druckpunkt. Der Bedarf wächst insgesamt, vor allem bei regelbaren und energiesparenden Antrieben. Nach wir vor beherrscht der Elektromotor weltweit über 80 Prozent aller Bewegungsabläufe in der Wirtschaft, verbraucht zugleich aber fast die Hälfte der erzeugten Elektroenergie. In einem großen Industriebetrieb rotieren heute bis zu 30 000 Elektromotoren, im Chemiegigant Buna sind es gar 42 000. Ein einziges Braunkohlen-Tagebaugroßgerät von TAKRAF wird von 1000 Motoren bewegt. Und zur Ausrüstung einer modernen schwimmenden Fischfabrik gehören rund 800 elektrische Antriebe. Übrigens kann jeder diese Tendenz in seinem privaten Haushalt bestätigen: von Kaffeemaschine bis Rasenmäher, von Waschmaschine bis Recorder sind es oft bis zu 30 Motoren, derer wir uns täglich bedienen. Darauf haben wir uns einzustellen, und wir tun es. Jährlich produzieren die Werktätigen unserer zwölf Kombinatsbetriebe rund zehn Millionen elektrische Maschinen. Sie immer leistungsfähiger, ausdauernder und energiesparender zu konzipieren, ist dabei erstes Anliegen, das erwarten unsere Kunden in der Republik und in über hundert Ländern.

Könnten Sie dafür Beispiele nennen?

Ja, die neuen Gleichstrom-Stellmotoren, ausgerichtet auf den Automatisierungsprozeß in der Industrie. Durch ihre geringen Abmessungen, ihre hohe Dynamik und Variationsbreite sind diese Antriebe besonders für den Einsatz in numerisch gesteuerten Werkzeugmaschinen und Industrierobotern geeignet.

Oder das neue Isolierverfahren „Monolith II" aus Nowosibirsk, das wir mit unserer Technik gekoppelt haben. Im Mai haben wir einen ersten Probelauf durchgeführt. Die Serienproduktion soll im Januar 1986 beginnen. „Monolith II" – die Ganzisolierung der Maschine – verspricht gute Effekte: erhöhte Zuverlässigkeit, längere Lebensdauer unter extremen Belastungen, weniger Energieverluste – und damit weniger Ersatz. Das zählt gerade bei der Produktion unserer Großaggregate. Natürlich verbirgt sich dahinter ein ganzes Programm. Es reicht von der Materialsuche über den Ratiomittelbau bis zur veränderten Arbeitsorganisation und zu neuen Kooperationsbeziehungen, stellt große Anforderungen an die Flexibilität der Leiter und ihrer Kollektive. Ohne Qualifizierung und Nachdenken an jedem Arbeitsplatz packt man das nicht. Jede technologische Neuerung hat eben tiefgreifende Auswirkungen auf alle Beteiligten.

Was kann nun die Bevölkerung in nächster Zeit von Ihrem Kombinat erwarten?

Neben den umfangreichen Zulieferungen für die Haushaltstechnik unser bekanntes Konsumgüterprogramm mit einigen Neuheiten – wie den Rasenmäher aus Wernigerode mit 35 cm Schnittbreite. Grundsätzlich nutzen wir auch auf diesem Gebiet unsere Erfahrungen mit rotierenden Maschinen. Das bringt uns allen einen wirklichen Gewinn. Wir bauen unter anderem Wäscheschleudern, Gartenhäcksler und den „Multiboy". Gerade dieser Lebensmittelzerkleinerer ist stark gefragt, wir wollen deshalb den ursprünglichen Plan noch um Tausende Stück überbieten. Eine Verpflichtung in Vorbereitung des XI. Parteitages der SED! Ähnliches trifft auch zu auf die Produktion von Rasenmähern.

Deutsch-sowjetische Partnerschaft hat für die Elektromaschinenbauer aus Dresden und Leningrad eine jahrzehntelange Tradition, reicht zurück bis in den Frühling 1945. Und sie wurde von Jahr zu Jahr ertragreicher. In diesem Frühjahr nun unterschrieben beide Generaldirektoren einen neuen Wettbewerbsvertrag. Was beinhaltet er?

Freundschaftliche Beziehungen funktionieren nur, wenn sie mit konkreter Arbeit verbunden sind. Seit Jahr und Tag haben wir mit den Leningradern Erfahrungen ausgetauscht: in der Produktion, in der Gewerkschaftsarbeit, in der Leitungstätigkeit. Das wird auch so bleiben. Wir wollen aber weiter, eine neue Qualität erreichen. Deshalb stellen wir Fragen der umfassenden Intensivierung in den Mittelpunkt des internationalen Erfahrungsaustausches: Also – ganz konkret – wieviel Kilo Material wird für eine Leistung aufgewandt? Wie wird die Maschinenkapazität genutzt? Wie funktioniert die Überführung neuer Erzeugnisse in die Produktion? Wie ist die Robotertechnik in den Arbeitsprozeß integriert?...

Wir werden dieses Voneinanderlernen zwischen ausgewählten Bereichen und Kollektiven unserer Betriebe organisieren, von der Bewertung der Leistung des einzelnen über die Konstruktion, Technologie, Organisation bis zum fertigen Produkt. Harter Kennziffernvergleich über den Produktionsaufwand, um Ursachen und Möglichkeiten für eine Leistungssteigerung besser aufzuklären. Ich finde, eine Freundschaft, die die Schwächen des Partners übersieht, nützt niemandem. Es geht uns um eine größere Systematik und Weitsicht, um daraus letztlich Maßnahmen für die Zusammenarbeit auf wissenschaftlich-technischem Gebiet abzuleiten.

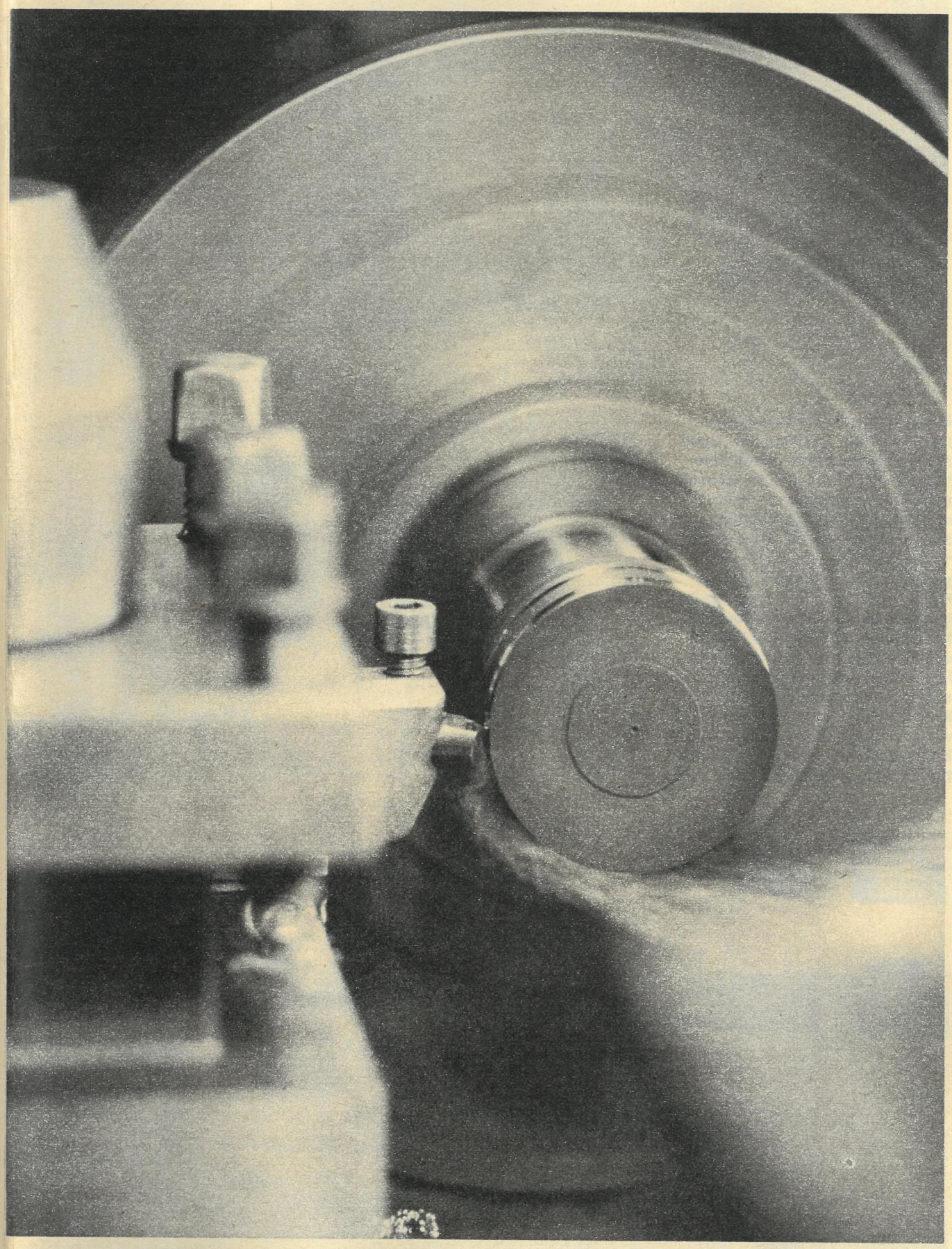
Natürlich ist die Vergleichbarkeit begrenzt. Wir wollen ja nicht aufhören, einander Motoren zu verkaufen. Allein bei Getriebemotoren werden wir bald den insgesamt 700 000. Antrieb in die UdSSR liefern. Wir bleiben also Handelspartner mit allen Konsequenzen, die aber als sozialistische Partner einander Zuverlässigkeit, Solidität und Progressivität garantieren müssen. Wir werden nur dann ernst genommen, wenn wir mit unseren Erzeugnissen hohes Niveau bieten, braucht doch der Partner stets das am meisten, was er selbst nicht produziert. Ich muß also in der Lage sein, ihm das zu geben, sonst wird er woanders kaufen.

Sie sprachen von angestrebter größerer Weitsicht. Dafür bietet doch das langfristige Programm der Zusammenarbeit zwischen der DDR und der UdSSR in Wissenschaft, Technik und Produktion bis zum Jahr 2000 viele neue Möglichkeiten. Wie stellt sich das aus der Sicht Ihres Kombinates dar?

Wir sehen sie Sache sehr praktisch. Wir haben in Durchführung von Regierungsabkommen gute Erfahrungen gesammelt bei gemeinsamen Rationalisierungs- und Rekonstruktionsmaßnahmen der Motorenwerke Thurm und Mogiljow bzw. Wernigerode und Jaroslawl. Zur Zeit rekonstruieren wir bei laufender Produktion das Dresdener Sachsenwerk, zehn sowjetische Betriebe beteiligen sich daran mit Spezialausrüstungen. Da aber der Weg von der Idee bis zur Ausführung leider noch zu lang ist, müssen wir schon bestimmte Inhalte während der Realisierungsphase ändern. Solche Stichworte des Programms wie höchstmögliche Veredlung, Material- und Energieökonomie, komplexe Mechanisierung und Automatisierung stehen für uns konkret, verlangen neue Qualitäten und ein höheres Tempo.

Die Technologie spielt dafür eine entscheidende Rolle, ohne ihre Weiterentwicklung ist die Erneuerung der Produktion, sind Motoren mit neuen Gebrauchswerten nicht denkbar. Das ist auch das A und O in der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit mit den sowjetischen Freunden. Um in Zukunft auf dem internationalen Markt bestehen zu können, müssen wir hier wie dort die Technologie revolutionieren. Die neue Wickeltechnik „Monolith II" ist dafür nur ein Beispiel. Früher stellte man sich vor, daß allein durch die Arbeitsteilung – der eine fertigt diese große Serie, der andere jene – die Produktivität so steigt, daß dadurch beiderseits die wachsenden Bedürfnisse befriedigt werden können. Für den Standard-Motorenbau hieße das, solche Mengen an Material hin und her zu transportieren, daß die Effekte der riesigen Stück-

Drehmomente



zahlen sofort wieder aufgefressen würden. Der Ausweg bleibt nur die ständig zu verbessernde Technologie. Jeder hat allerdings zur Lösung der Aufgaben andere Ausgangsbedingungen, die man in Rechnung stellen muß. Welche Material- und Werkstoffbasis ist vorhanden? Welche Kooperationspartner hat man im eigenen Land? Wie alt ist die Ausrüstung? Der eine baut gerade ein neues Projekt, der andere rüstet erst in Jahren um. Man muß also für die Kooperation über Ländergrenzen die Punkte herausfinden, die beide dringend bewegen und die nicht nur aufs nächste Jahr berechnet sind.

Vertrauen ist eines der wichtigsten Kriterien für sozialistische Partnerschaft, zumal, wenn sie über Tausende Kilometer hinweg funktionieren soll. Vertrauen muß jedoch immer wieder neu erworben werden. Welche Erfahrungen haben Sie, Genosse Hahn, in den elf Jahren an der Spitze des Kombinats in dieser Beziehung gesammelt?

Als erstes müssen Worte und Taten eins sein, die gegenseitigen Lieferungen stimmen, die Pünktlichkeit, die Qualität. Man muß sich aufeinander verlassen können – daraus wächst Vertrauen. Die Zusammenarbeit ist natürlich immer an konkrete Personen gebunden, und je besser sie einander kennen, je mehr Vertrautheit zwischen ihnen besteht, desto zügiger wird eine gemeinsame Aufgabe auf beiden Seiten betrieben. Jede persönliche Begegnung, jeder Erfahrungsaustausch vor Ort erweitert den Gesichtskreis und festigt die Gemeinsamkeit. Das geht dem Kombinatsdirektor genauso wie dem Konstrukteur oder Brigademitglied. Für mich ist es beispielsweise sehr interessant zu sehen, wie sich Genosse Fomin, Generaldirektor von „Elektrosila", in seinem „Haus" bewegt, wie er mit seinem Kollektiv umgeht, mit wem er was bespricht. Ähnliche Erkenntnisse habe ich von meinen Treffen mit dem langjährigen Chefkonstrukteur des „Wladimir Iljitsch"-Werkes in Moskau oder den Nowosibirsker Partnern mitgebracht. Die direkte Zusammenarbeit über einen längeren Zeitraum, wie bei unseren Rekonstruktionsvorhaben, bringt natürlich für beide Seiten den größten Gewinn. Dann muß man einfach offener alle Probleme voreinander aufwerfen, um sie dann gemeinsam zu lösen.

Wie wird heute der wissenschaftlich-technische Fortschritt im Kombinat planmäßig gesteuert, wie stimuliert?

Die wissenschaftlich-technische Konzeption muß übereinstimmen mit der volkswirtschaftlichen Aufgabenstellung. Die Druckpunkte für die Effektivität unserer Arbeit erhalten wir nur real aus dem Weltstandsvergleich. Entwicklungstempo, Aufwand, Leistungsparameter sind die entscheidenden Größen. Ich war soeben bei der Verteidigung eines Pflichtenheftes für eine neue Gleichstromreihe. Dort tat sich vor allem die Jugend hervor, die begriffen hat, daß die interdisziplinäre Zusammenarbeit uns schneller zu einem gestellten Ziel führt. Wir müssen nur immer wieder ihre Verantwortungsbereitschaft fördern, sie richtig stimulieren, moralisch und materiell.

Im Rahmen von „Interelektro" haben wir eine Reihe von Forschungsarbeiten zwischen den sozialistischen Ländern thematisch abgestimmt. Der Motor der Zukunft ist also ein ständiges Projekt. Und je besser wir Grunderkenntnisse, die ein Partner gefunden hat, austauschen, damit sie der andere auch nutzen kann, desto schneller werden wir vorankommen.

Das Gespräch führte Wolfgang Scheel, Fotos: W. Donath, P. Meißner

Krankenhaus aus

Dorotea Fernandez, Köchin auf dem Markt „Benavides“ in der nikaraguanischen Hauptstadt Managua ist eine alte Frau. Über ihre erste Begegnung mit dem Gesundheitshelfer Romero erzählte sie mir eine nachdenkenswerte Geschichte. „Daß ich die lästigen Ratten totschlagen soll, das verstehe ich schon. Aber mir will nicht in den Kopf, daß sie Krankheiten übertragen. Der Weißkittel sprach davon, daß diese grauen Tierchen irgendwelche gefährlichen Bazillen umherschleppen. Also müßte man sie vernichten. Ich habe schon Hunderte von Ratten erschlagen, aber von den Tausenden Bazillen habe ich noch nie auch nur eine einzige gesehen. Wie soll ich also etwas ausrotten, was ich nicht sehen kann?“ Der Logik dieser beherzten Alten beizukommen, schaffte auch ich nicht.

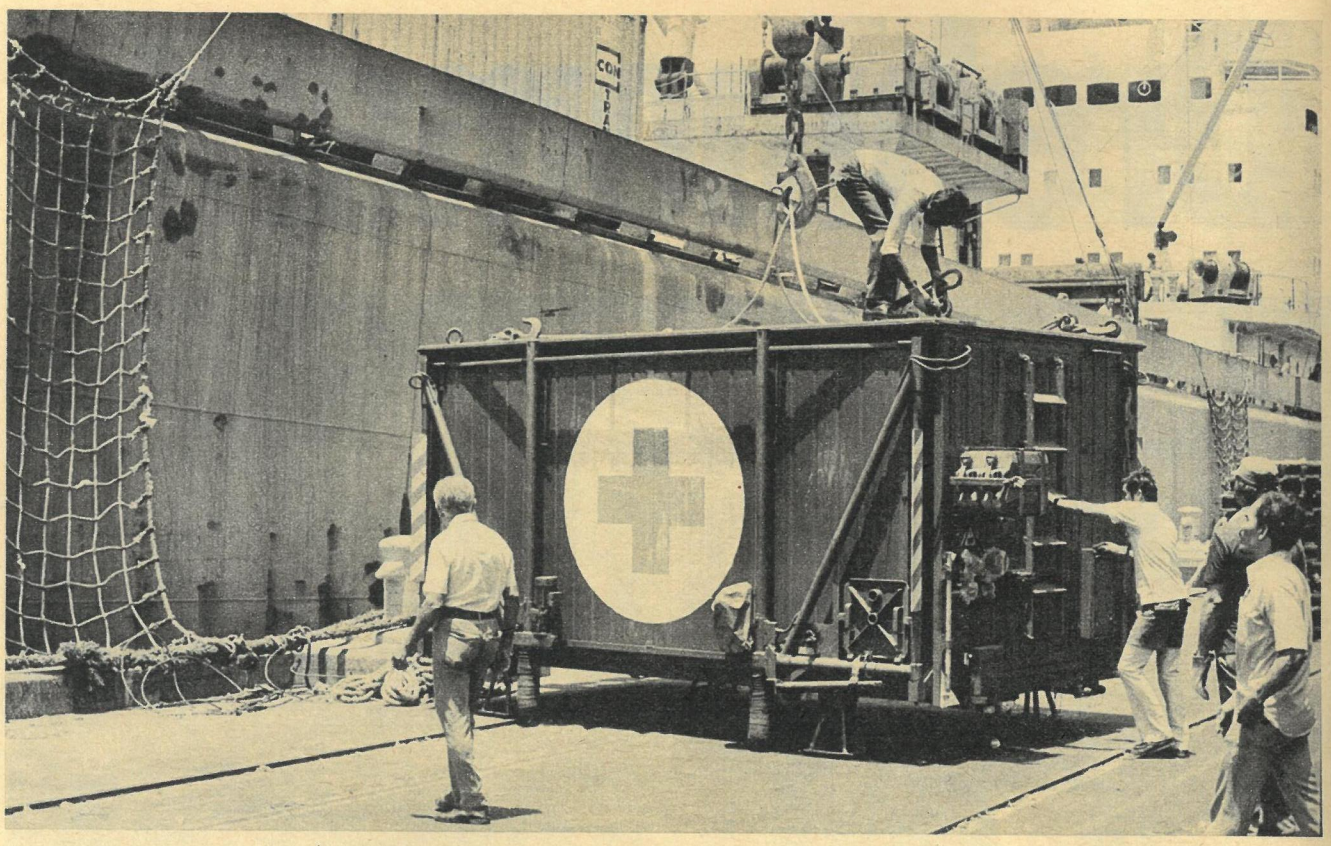
Dorotea Fernandez hat elf Kindern das Leben geschenkt. Ihr Sohn Pedro starb 1975, als er sechs Jahre alt war, weil sie eine notwendige Blinddarmoperation für den Jungen nicht bezahlen konnte. Pablo, Anita und Raul fielen im Kampf gegen die Somoza-Tyrannei. Alle drei haben bei der Frente – wie kurz die Sandinistische Befreiungsfront genannt wird – gekämpft.

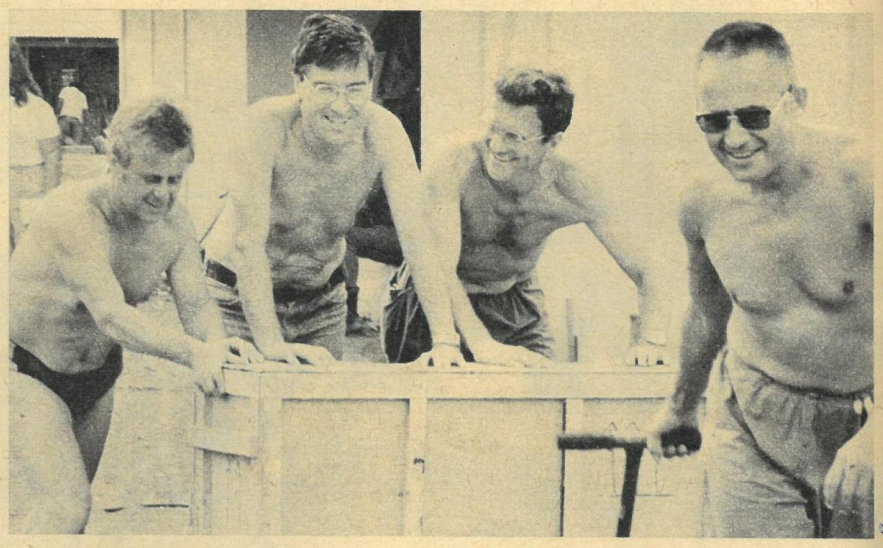
Wir plaudern mit der Alten darüber, wie bereits im ersten Jahr nach der Revolution – hier beginnt Nikaraguas neue Zeitrechnung – die Frente begann, auch in die entferntesten Winkel des Landes eilig ausgebildete Gesundheitshelfer hinauszuschicken, um den verheerenden Epidemien den Garaus zu machen. Und in der Tat ist ja das für mittelamerikanische Verhältnisse bislang einmalige Kunststück fertiggebracht worden (wenn man von Kuba absieht), diese Arme-Leute-Krankheiten – Diphterie, Typhus, Pocken und Masern – weitgehend auszurotten. Seit 1983 gibt es auch keinen Fall von Kinderlähmung mehr. Die Säuglingssterblichkeit, die noch vor sechs Jahren zu den höchsten in Lateinamerika zählte, ist heute niedriger als in den USA.

„Ja, heute würden wohl meine zwei Kinder, die seinerzeit die Geburt nicht überstanden, am Leben sein“, sagt Dorotea und lächelt wieder: „13 Kinder wären es dann gewesen.“ Dabei stellt sich heraus, daß die Marktfrau noch nie einen Arzt gesehen, geschweige denn gesprochen hat. Das läßt sich mit einem Besuch in unserem Krankenhaus „Karl Marx“ nachholen. Ich empfehle ihr, sich einmal richtig von Kopf bis Fuß untersuchen zu lassen.

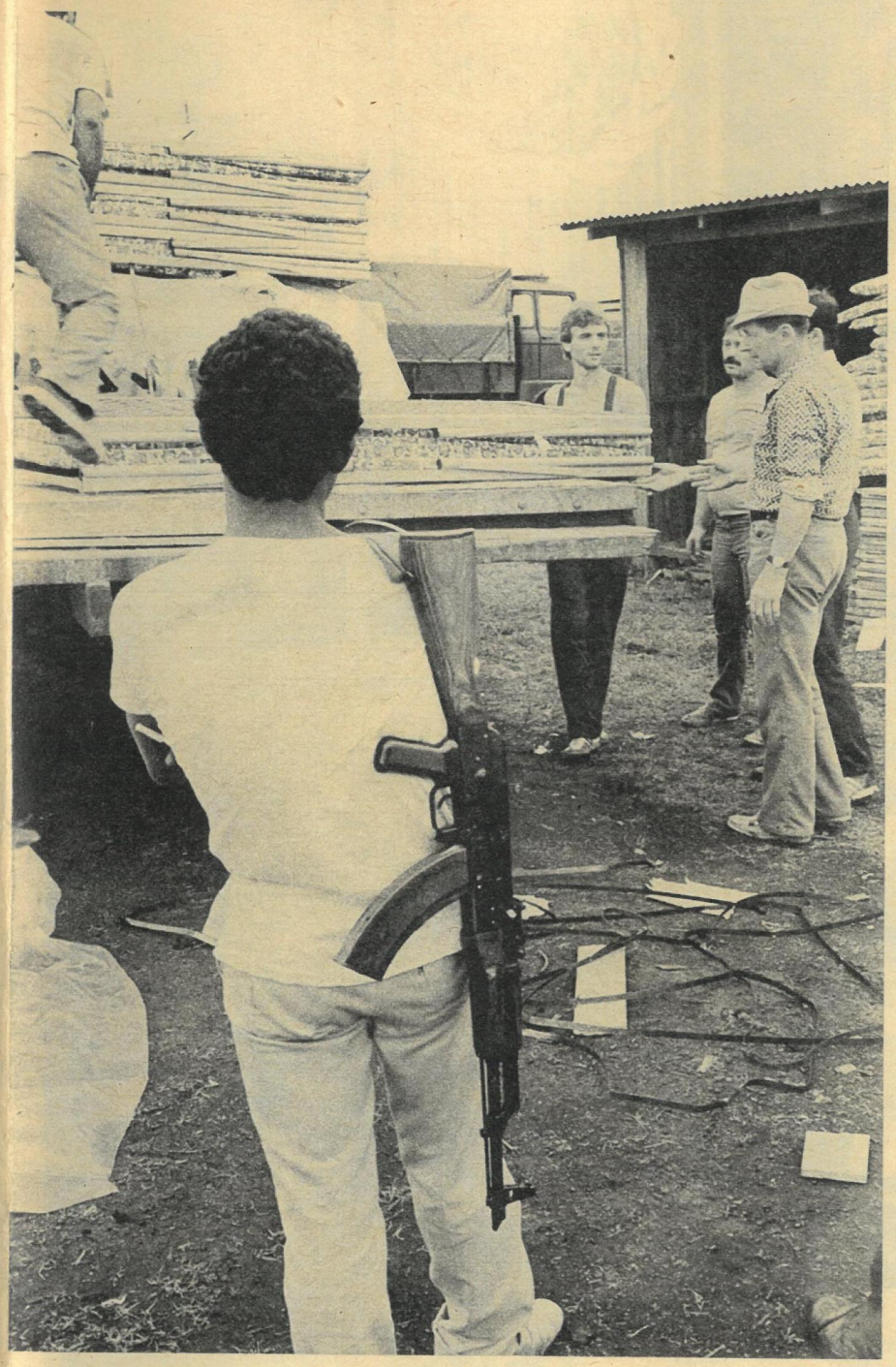
Mit ihrem gutherzigen Lächeln verabschiedet sie mich: „Wenn das Krankenhaus eine Sache für unsere Frente ist, dann helft dort, wo Hilfe gebraucht wird.“

Ja, Dorotea, ich kann's beschwören, das tut die Brigade der Freien Deutschen Jugend mit ihrem Krankenhaus. So hatten es ja auch die

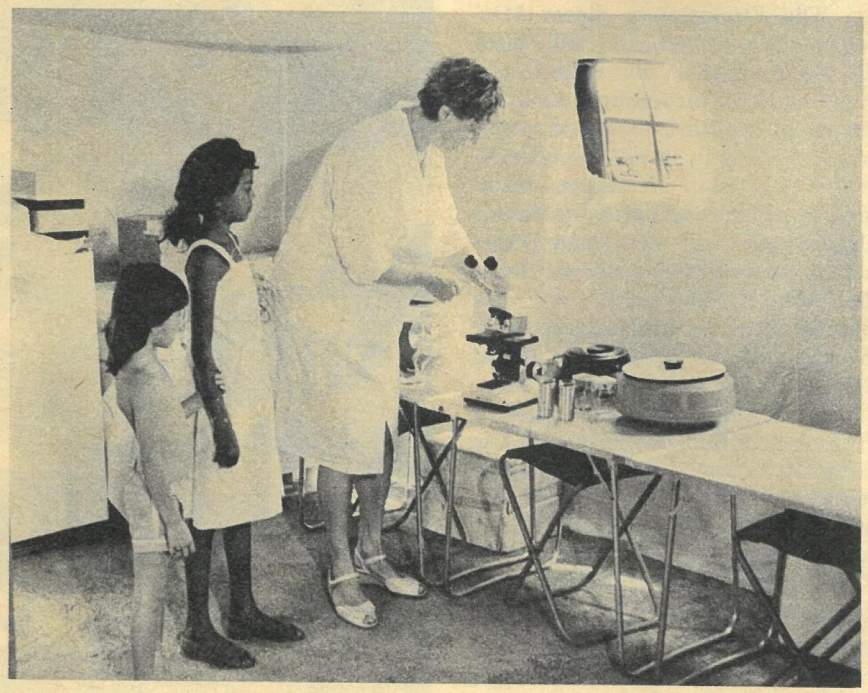




Einer der vier Operationscontainer wird in Corinto von Bord der „Quedlinburg“ gehievt (Bild oben). Eine Woche lang rollten die Lkw-Konvois von der Hafenstadt in die Hauptstadt Managua mit der kostbaren Solidaritätsfracht. Die Ärzte brachten die schweren Kisten der Röntgenanlage zum Standort, ein paar Meter weiter transportierten die Brigadisten die Klappbetten vom Lkw. Immer dabei Brigadeleiter Prof. Dr. Johannes Gessner (Bild rechts mit Hut). Angehörige der örtlichen Miliz sorgen für Sicherheit in und um das Krankenhaus, das zur Zeit noch – wie auch das Labor – zumeist aus Zelten besteht. Ganztägig am Kochtopf: Dorotea Fernandez (rechts oben).



gehört, bereitgestellt wurden. Als sich drei Tage vor dem Auslaufen der „Quedlinburg“ herausstellte, daß es notwendig sei, einen Kühlanhänger mitzunehmen, fand sich in Erfurt eine Jugendbrigade, die am Wochenende den fahrbaren Kühlschrank baute und schließlich dafür sorgte, daß das Aggregat nach einer Nachttour im Rostocker Überseehafen in letzter Minute an Bord gehievt werden konnte.
Ein Elan, der über den Atlantik schwappte. Dort zeigten Ärzte, Krankenschwestern und Techniker, was sie auch für gute Transportarbeiter sein können, wenn's darauf ankommt. Die Brigadisten hatten sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, innerhalb eines Monats das Krankenhaus in seinen Grundkonturen zu errichten. Hunderte von Kisten, die wenigsten hatten ein Gewicht unter 100 Kilo,



dem Container

Mitglieder des Jugendverbandes versprochen, als sie vor Monaten auf dem Parlament der FDJ in Berlin verabschiedet wurden, um das Solidaritätsgeschenk der DDR – ein Krankenhaus für Nikaragua – aufzubauen und einzurichten.
Die Poliklinik hat ihre Zelttüren bereits geöffnet und bald wird auch der stationäre Teil des Krankenhauses, in dem bis zu 180 Patienten Aufnahme finden, fertig sein.
„Was sich innerhalb von Wochen tat, grenzt an ein Wunder“, so Professor Johannes Gessner, Brigadeleiter und ärztlicher Direktor. Hilfe für Nikaragua, dieses Stichwort bewirkte zu Hause, daß manchmal innerhalb von Tagen Sterilisationseinrichtungen, Operationsinstrumente, Röntgengeräte, Laborausrüstungen, Betten, Mobiliar, Tonnen an Medikamenten, eben alles, was zu einem modernen Krankenhaus eben fast eine ganze Schiffsladung, mußten abgeladen, sortiert werden. So wurden schließlich 19 Zelte aufgebaut. Doch ohne die vielen freiwilligen Helfer aus dem umliegenden Wohnviertel wäre der Termin ein Traum geblieben! Unser Krankenhaus wuchs nicht zufällig in den Stadtvierteln im Nordosten Managuas, die „La Primavena“ und „Villa Progreso“ heißen und weder nach „Frühling“ noch nach „Fortschritt“ aussehen. Hier wohnten schon immer die Ärmsten der Armen. In diesen bescheidenen Ein-Raum-Katen leben auch heute noch oft Familien mit fünf, sechs und mehr Kindern – alles in allem 300 000 Menschen, die den Aufbau des ersten Krankenhauses in diesem Gebiet mit Erwartung verfolgten. Sie lernen nun erstmals kennen, was wir medizinische Grundversorgung nennen. 300 bis 400 Menschen sind es, die jeden Tag vor der „consulta externa“ (der Poliklinik) anstehen und niemand vergeblich! Ob hier inzwischen auch einmal Dorotea Fernandez darunter war, gern hätt' ich's gewußt.

Hannes Wagner (Text und Bild)

Das Wetter war ungewöhnlich mild für einen Wintertag, insbesondere für einen Londoner Januar. Es war der zehnte des Monats im Jahre 1946. Ein leichter Wind bauschte die Landesfahnen von 51 Staaten rings um die Frontseite der Central Hall in Westminster. Die erste UNO-Vollversammlung stand kurz vor ihrer Eröffnung. In der Nähe, im St.-James-Park, gruben Arbeiter nach Blindgängern. Der Krieg hatte der Stadt tiefe Narben geschlagen. Tausende von Menschen säumten die zerstörten Straßen und wiesen still, fast feierlich den Wagenzug zum Tagungsort. Die Kriegsmale waren die Kulissen für eine internationale Konferenz, die über die künftige Welt des Friedens entscheiden sollte.

Die neue Waffe

Da waren im August 1945 die beiden Atombomben über Japan gefallen. Die Explosionen dieser Massenvernichtungswaffen wie auch die Bekundungen der USA-Regierung, die Nuklearbombe auch künftighin als militärisches und politisches Werkzeug in den amerikanischen Arsenalen zu lagern, konnten die gerade ins Leben getretene Organisation der Vereinten Nationen nicht unberührt lassen: Sollte die Menschheit weiter mit der Bombe leben – und andererseits: Welche Zukunft eröffnete sich bei der friedlichen Nutzung der Atomenergie? Diese Fragen rückten drängend in den Vordergrund. Die Sowjetunion rang den USA die Bereitschaftserklärung ab, über die militärische und zivile Nutzung der Atomkraft in einem internationalen Kontrollorgan zu verhandeln.

Ende Dezember 1945 vereinbarten die Außenminister der UdSSR, der USA und Großbritanniens in Moskau, der UNO die gemeinsame Vorstellung von einer Atomenergiekommission zu unterbreiten, die eine Kontrolle über den Abbau des Urans und die Nutzung der Kernenergie für friedliche Zwecke ausüben sollte. Ihr sollte es auch obliegen, die militärische Verarbeitung und Verwendung der Atomenergie mit allen, auch gewaltsamen Mitteln zu unterbinden. Und – auf diesen Punkt legte die Sowjetunion besonderen Wert – die Kommission sollte die Kontrolle übernehmen über die Vernichtung vorhandener und das Verbot künftiger A-Waffen.

Nun, an jenem 10. Januar 1946 in London, führten die drei Delegationen – die sowjetische, die amerikanische und die britische – eine Vereinbarung im Gepäck, die hoffnungsvoll stimmte. Die Kommission mit ihren Kontrollinstanzen würde ins Leben treten.

Neben Spekulationen, neben Wahrem und Ungewissem zu den Möglichkeiten der Atomkraft begegnete man in der bürgerlichen Presse hochgespannten Erwartungen. Wissenschaftler und Publizisten ließen sich seitenweise über eine

Ein Beitrag von Hans Bergmann

Straße

London am 10. Januar 1946. Vertreter von 51 Nationen treffen sich zur ersten UNO-Vollversammlung (oben links). Die Menschen nehmen regen Anteil beim Eintreffen der Delegationen (oben rechts). Der Schatten einer furchtbaren Waffe liegt über der Konferenz. Wochen nach der Unterzeichnung der UNO-Charta durch den sowjetischen Chefdelegierten A. Gromyko (rechts)

der Hoffnung

und US-Staatssekretär E.R. Stettinius (links) waren über Japan zwei Atombomben gefallen. Noch im selben Jahr, am 24. Oktober 1945, trat die Charta der Vereinten Nationen in Kraft. Kämpfte die Sowjetunion anfänglich mit nur wenigen Verbündeten für das Verbot der Massenvernichtungswaffe, so steht heute die Mehrheit der 159 Nationen in der UNO im Ringen um Abrüstung.

künftige Energiequelle aus der Kernkraft aus, und der britische Atomphysiker H. S. W. Massey sah schon in zehn Jahren den Energiehunger der Erde durch die Atomkraft gestillt. Ärzte blickten in die nahe Zukunft der Medizin, die das spaltbare Material in ihre Dienste stellen würde. Hochfliegende Pläne und Utopien wie auch realistische Vorstellungen vermengten sich zu einem Bild, das die Tatsache in den Hintergrund und langsam aus den Köpfen der Menschen drängen sollte, daß die Menschheit die Atomkraft erstmals durch zwei Bomben kennengelernt hatte. Die freudigen Zukunftsvisionen in den Spalten der Zeitungen standen in einem diametralen Gegensatz zur Wirklichkeit, auf welch unmenschliche Weise die Atomkraft von der Regierung der USA mißbraucht worden war.

Straße der Hoffnung

UNO unter Druck

Es waren sowjetische Politiker und Presseorgane, die darauf aufmerksam machten, daß die Atomenergie vorläufig nur ihr böses Gesicht zeigte: „Die beispiellose zerstörende Gewalt der neuen Entdekkung ist erwiesen. Ihr Friedensgesicht aber hat sie der Welt noch nicht gezeigt. Noch ist niemand imstande, sie den höheren Zwecken des Aufbaus, der Menschheitsbeglückung dienstbar zu machen. Wenn die Atomenergie, deren Entdeckung und Entfesselung die Frucht jahrzehntelanger angestrengter Arbeit ist, nur ein Zerstörungsmittel bliebe, so würde sie eine ungeheure Gefahr für die menschliche Zivilisation darstellen. Es ist bekannt, daß gewisse Kreise mit allen Kräften die Pläne unterstützten und noch unterstützen, die darauf hinauslaufen, das Geheimnis der Atomenergie für die kleine Gruppe der ersten Nutznießer als politisches Druckmittel zu bewahren und es niemand anderem preiszugeben. Damit aber würde die umwälzende wissenschaftliche Entdeckung zu einem ständigen Alpdruck für die Menschheit und zum Ausgangspunkt eines gewaltigen Wettrüstens werden." So stand es am 29. Januar 1946 in der „Täglichen Rundschau", einer von der sowjetischen Besatzungsmacht herausgegebenen Zeitung in Berlin.

In der Tat waren die Stimmen maßgeblicher Politiker in den USA unüberhörbar, die ganz offen gegen Abrüstungsregelungen im Zusammenhang mit der Bombe eintraten. Diese Wortmeldungen kamen aus der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten. Truman selbst verschwieg nicht, mit einer Superwaffe die UdSSR erpressen zu wollen.

Als äußerst schwerwiegend erwies sich, daß gerade jene Männer, die Truman umgaben, einen starken negativen Einfluß auf Delegationen der UNO-Länder nahmen. Mit der Rüstungsproduktion während des Krieges hatten sich Vertreter der Rüstungs- und Erdölbranche eine einflußreiche Lobby im Kongreß und in den führenden politischen und militärischen Kreisen der USA geschaffen. Die Zielsetzung der UNO, eine Welt des Friedens und der Sicherheit zu schaffen, bereitete diesen Leuten heftige Kopfschmerzen. „Würden die USA sich einem Abrüstungsprogramm anschließen, so wäre es für die Öl- und Rüstungsindustrie ein furchtbarer Schlag", erkannte der Chef der Standard Oil of California. So war es kein Zufall, daß auch ein Sproß der Rockefeller-Dynastie, der allmächtige Standard Oil-Clan, eifrig mitmischte, als es darum ging, in der UNO eine US-hörige Mehrheit lateinamerikanischer Delegationen zu schaffen. Mit der Hausmacht im Rücken nahm Nelson Rockefeller die Delegierten „fest an die Kette", wie sich Senator T. Connolly, Mitglied der US-Delegation in der UNO, ausdrückte. Auch der Chef des Flugzeugimperiums Lockheed, Gross, dem die „fliegenden Festungen" die Kasse füllten, ließ seine machtvolle Lobby von der Leine, um die „Weltfriedensgefahr" zu bannen, wie der Firmen-Chronist Boulton schrieb.

Sieg der Minderheit

Doch Truman umgaben auch Männer, die den Präsidenten bewegen wollten, die Atombombenproduktion zu verbieten und die vorhandenen Waffen zu vernichten. Der ehemalige Kriegsminister Henry L. Stimson, im Krieg selbst noch ein Befürworter der Atombombe, schrieb im September 1945 an Truman: „Denn wenn wir es versäumen, uns mit den Russen zu einigen und bloß weiter verhandeln, während uns die Waffe ziemlich locker und auffällig an der Hüfte sitzt, dann wird ihr Argwohn und ihr Mißtrauen gegen unsere Absichten nur noch zunehmen." Stimson schlug eine vertragliche Festlegung vor, die Vervollkommnung und Produktion der Bombe einzustellen und die bestehenden zu „beschlagnahmen". „Es muß unser Ziel sein, einen möglichst vorteilhaften internationalen Vertrag abzuschließen – d. h. einen, der einige Aussichten hat, gehalten zu werden, und der die Zivilisation nicht für fünf oder zwanzig Jahre, sondern für immer vor dem Untergang bewahrt."

Truman legte dieses Memorandum seinem Kabinett vor und mußte erleben, daß die Mehrheit dem Vorschlag Stimsons zustimmte. Nur zwei, unter ihnen Marineminister Forrestal, lehnten es ab, die Bombe überhaupt zum Verhandlungsgegenstand mit der Sowjetunion zu machen.

Der Präsident hielt es mit der Minderheit. Mitten in die UNO-Debatte über die Zukunft der Atomkraft, im Juni/Juli 1946, ließ er die erste Nachkriegs-Atombombe auf dem Bikini-Atoll zünden. Als im Juni 1946 der amerikanische Delegierte Bernhard Baruch das UNO-Podium betrat – die Sitzungen fanden nun in New York statt –, war für die Truman-Regierung die Entscheidung längst gefallen. Baruchs Vertragsentwurf präsentierte sich als Feigenblatt für eine Politik der

Wie alle sozialistischen Länder hat auch die DDR, seit ihrer Aufnahme in die UNO 1973, vor diesem Gremium eine Reihe von Vorschlägen zur Rüstungsminderung und Abrüstung eingebracht. Allein 1984 initiierte sie fünf Resolutionen, die gemeinsam mit sozialistischen und nichtpaktgebundenen Staaten eingereicht wurden. So zum Beispiel die Resolution „Nichtanwendung von Kernwaffen und Verhinderung eines Nuklearkrieges". Kürzlich richtete, in gemeinsamer Vereinbarung mit der Staats- und Parteiführung der ČSSR, Erich Honecker an die BRD-Regierung den Vorschlag, die drei Länder zur chemiewaffenfreien Zone zu machen. DDR-Außenminister Oskar Fischer (Foto: im Gespräch mit UNO-Generalsekretär Javier Perez de Cuellar) hat auf der 40. Vollversammlung der UNO den Friedens- und Abrüstungswillen der DDR bekundet.

Seit 1945 hat die Sowjetunion über einhundert Abrüstungsvorschläge unterbreitet, darunter zahlreiche zur Beseitigung sämtlicher Nuklearwaffen:

1946 fordert die UdSSR vor der UNO das Verbot der Herstellung und Anwendung von Kernwaffen. Der „Baruch-Plan" (Foto links: Andrej Gromyko und Bernhard Baruch) macht diese Initiative zunichte.

1956 unterbreitet die UdSSR Vorschläge für ein Verbot aller Nuklearwaffen und die Einstellung aller Kernwaffenversuche.

1957 erklärt die UdSSR ihre Bereitschaft zur Einstellung aller Kernwaffenversuche und zum Verzicht auf den Einsatz von A-Waffen.

1958 schlägt die UdSSR, Monate nach dem Start des ersten Sputniks, den Abschluß eines „Vertrages über die Nutzung des Weltraums zu friedlichen Zwecken, den Abbau von Militärstützpunkten auf fremden Territorien und eine internationale Zusammenarbeit bei der Erforschung des Weltraums" vor.

1963 wird der von der UdSSR initiierte Vertrag über das Verbot von Kernwaffenversuchen in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser unterzeichnet.

1967 wird der Vorschlag der UdSSR, den Weltraum von Atomwaffen frei zu halten, angenommen und geht als Weltraumvertrag in die Geschichte ein.

1968 wird der von der Sowjetunion vorgelegte Vertrag über die Nichtverbreitung von Nuklearwaffen unterzeichnet.

atomaren Erpressung. Als dieser die einzelnen Punkte des Plans unterbreitete, hörten sich diese an wie die Darlegungen eines Buchhalters eines amerikanischen Mammutkonzerns: die künftige Atomenergiekommission sollte alle Weltvorkommen an spaltbarem Material unter ihre Kontrolle nehmen und über „Eigentumsrecht, Ausübungsrecht, die Lizenzverteilung, Betriebsanwendung, Überprüfung, Forschung und die Anwendung durch erfahrenes, sachverständiges Personal" wachen. Weiter hätte die Kommission das unabweisbare Recht, alle Werke, die Kernmaterial verarbeiten können, unter Kontrolle zu nehmen...

Mäzene des Schreckens

Dem englischen Atomphysiker und Nobelpreisträger P. M. S. Blackett bereitete es keine Mühe, diesen Plan zu enträtseln: „Die Durchführung einer derart uneingeschränkten Kontrolle hätte den Aufsichtsbeamten der UNO – und folglich dem amerikanischen Generalstab – eine fast vollständige Liste aller lohnenden Angriffsziele in der Sowjetunion geliefert, wenn eine solche Kontrolle nicht überhaupt zu einem vollständigen militärischen und industriellen Spionagesystem aufgebaut worden wäre. In der gegenwärtigen internationalen Situation, in der die Vereinigten Staaten über einen Vorrat an Atombomben verfügen und ihre Anwendung ausdrücklich als normale Kriegsführung erklären, müssen die sowjetischen Militärbehörden begreiflicherweise die Geheimhaltung der genauen Lage von militärischen und industriellen Anlagen und gerade von neuen Industriezentren als beträchtlichen militärischen Vorteil betrachten."

Die eigentliche Infamie dieses Plans bestand jedoch darin, daß der amerikanische Entwurf mit keinem Wort darauf einging, was nun eigentlich mit den vorhandenen Atombomben in den USA geschehen sollte. Jeder Hinweis unterblieb, ob die USA die Produktion und Vervollkommnung dieser Waffe einstellten oder nicht. Diese Entscheidung überließ der Plan einer unbestimmten Zukunft. An Truman schrieb sein Urheber Baruch, die USA sollten die Bombe weiterproduzieren, solange sich der Kontrollmechanismus nicht praktisch bewiesen habe, das heißt, solange sich nicht die gesamten Weltvorkommen an spaltbarem Material samt Verarbeitung in den Händen von US-Monopolen befänden.

In wessen Händen? Die Pariser „Libération" schrieb damals: „Man sagt nichts, weil man die Hauptsache nicht sagt, die allein der Mühe wert ist, gesagt zu werden: Die Atombombe gehört weder Amerika noch den Vereinten Nationen, sie gehört den Trusts." Und die Zeitung nannte sie: das Internationale Radium- und Urankonsortium, das die Rohstoffe lieferte; die Westinghouse Electric Company, in deren Händen die Reinigung der Rohstoffe und deren Verwandlung in reines Uran lag; der Chemietrust du Pont de Nemours, der die Atombomben herstellte.

Doch diese Konzerne waren nicht die einzigen, die den Börsenspekulanten und Buchhalter der Monopole, B. Baruch, ins Rennen schickten. General Electric, Monsanto Chemical und Union Carbid and Carbon waren mit von der Partie. Der Direktor der Monsanto Chemical, Thomas, hielt damit nicht hinterm Berg: „Nach unserem Projekt erhalten wir das gesamte russische Uran zur Verfügung der internationalen Organisation. Alle radioaktiven Materialien der ganzen Welt werden sich in Verwaltung der Organisation befinden und vor allem in unseren Händen."

Aus dieser Sicht wird noch klarer, weshalb die USA an einem Abkommen nicht interessiert waren. Die Forschung für die zivile Nutzung der Atomenergie versprach nicht die Profite, die ihre militärische Verwendung garantierte. Der Vorsitzende der General Electric erklärte sich deutlich: Seine Auftraggeber seien nicht interessiert, die Atomkraft für friedliche Zwecke zu verwenden, jedenfalls vorläufig nicht. Eine ergebnisreiche Forschung in diese Richtung würde alle elektrotechnischen Kapitalanlagen der Firma entwerten. Das könne sie nicht verkraften, deshalb bereite sie sich vor, die Forschungsarbeit militärischen Charakters aufzunehmen.

Frage auf Leben und Tod

Im Juli unterbreitete der sowjetische stellvertretende Außenminister Andrej Gromyko vor dem UNO-Sicherheitsrat den Entwurf für ein internationales Abkommen. Dieser sah erstens den „Abschluß einer internationalen Konvention" vor, „die die Herstellung und die Anwendung von Waffen, die auf der Ausnutzung der Atomenergie zu Zwecken der Massenzerstörung beruhen, verbietet"; zweitens die „Organisierung der Arbeit der Kommission zur Kontrolle der Atomenergie".

Die Reihenfolge wies auf die Prioritäten hin, wie sie die Sowjetunion sah: Verbot der Anwendung von Atomwaffen, Verbot der Herstellung und Lagerung, Vernichtung der bestehenden Atomwaffen. Die Verletzung dieser Vereinbarung sollte als „eins der schlimmsten internationalen Verbrechen gegen die Menschheit" gelten. Nach Erfüllung dieser Übereinkunft sollte unverzüglich die Arbeit der internationalen Kontrollkommission beginnen. Erst in dieser Abfolge ergäbe auch die Kontrolle einen Sinn und würde sich nicht dem Verdacht aussetzen, Spionagefunktionen zu erfüllen.

Der amerikanische Historiker Horowitz stellte später in einer Rückbetrachtung fest, daß der sowjetische Entwurf viele Elemente enthielt, die der ehemalige Minister Stimson vorgeschlagen hatte. Er sei ausgewogen gewesen und betonte bewußt das Moment der Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Kriegspartner. Die sowjetische Verhandlungsführung hätte viel Konzessionsbereitschaft bewiesen.

Bei den darauffolgenden Debatten in der UNO ließen die amerikanischen Delegierten den sowjetischen Konventionsentwurf völlig unbeachtet und nutzten die noch damals auf die USA orientierte Mehrheit in der Vollversammlung und im Sicherheitsrat zur Ablehnung der sowjetischen Vorschläge.

Die Weltöffentlichkeit wurde, obgleich viele Menschen es vorerst nicht wahrnahmen, von mächtigen politischen und wirtschaftlichen Kreisen in den USA um den versprochenen Frieden betrogen, um die Hoffnung, in einer Welt ohne Kernwaffen zu leben. Dem schweren Ringen der Sowjetunion in der ersten UNO-Vollversammlung und im Sicherheitsrat ein Jahr nach dem zweiten Weltkrieg war nicht der Erfolg beschieden, der das Wettrüsten hätte ersparen können. Die Atomrüstung hat nun, vierzig Jahre nach der ersten Explosion einer A-Bombe, ein derartiges Ausmaß angenommen, „daß wir nur gemeinsam überleben oder untergehen können, ganz gleich, ob wir einander gefallen oder nicht", stellte der Generalsekretär der KPdSU, Michail Gorbatschow, im „Time"-Interview fest. Diese Einsicht ist heute weltweit, und die USA stehen einer erdrückenden Mehrheit in den Vereinten Nationen gegenüber, die die Verwirklichung der UNO-Charta einfordern, in der Frieden und Abrüstung oberste Gebote sind. Die 40. Vollversammlung hat begonnen, und schon vor ihrem Beginn ist klar geworden, daß das Moratorium der UdSSR für alle nuklearen Explosionen wie auch der sowjetische Vorschlag, die Militarisierung des Weltraums nicht zuzulassen und ihn einer internationalen friedlichen Erschließung zu öffnen, zum Grundthema dieser Versammlung werden. Wie vor vierzig Jahren hat die Sowjetunion auch heute, dieser 40. Tagung, reale, nun allseits beachtete Vorschläge unterbreitet, die zu mißachten menschheitsbedrohend wäre.

Fotos: Archiv, ZB

1972 ratifizieren die UdSSR und die USA den SALT I- und den ABM-Vertrag über die Einschränkung der Raketenabwehrsysteme.

1975 drängt die UdSSR erneut auf ein vollständiges Verbot von Kernwaffenversuchen.

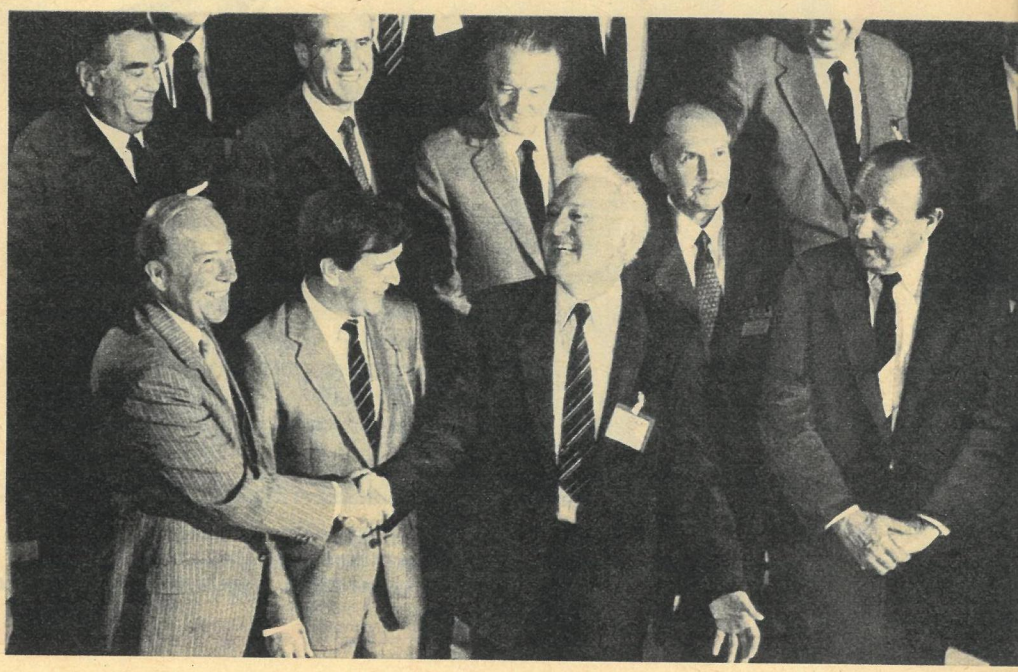
1981 unterbreitet die UdSSR einen Vertragsentwurf über ein Verbot der Stationierung von Waffen aller Art im Weltraum.

1982 erklärt die UdSSR den einseitigen Verzicht auf den Ersteinsatz von Atomwaffen.

1983 schlägt die UdSSR einen Vertrag über das Verbot der Gewaltanwendung im Weltraum und aus dem Weltraum gegen die Erde vor, sie verkündet ein Moratorium von Satellitenabwehrwaffen, solange die USA diese ebenfalls nicht stationieren.

1984 unterbreitet die UdSSR den Resolutionsentwurf zur ausschließlich friedlichen Nutzung des Weltraums, dem alle UNO-Delegationen zustimmen außer den USA, die sich der Stimme enthalten.

1985 vereinbaren der damalige sowjetische Außenminister A. Gromyko und der US-Außenminister G. Shultz Verhandlungen über den ganzen Komplex von Weltraum- und Nuklearwaffen aller Reichweiten. Im selben Jahr bestätigt in Helsinki der neue sowjetische Außenminister E. Schewardnadse gegenüber G. Shultz (Foto rechts: beide Außenminister beim Händedruck) das Bemühen der Sowjetunion, auf dem Gipfeltreffen im November effektive Lösungen zu finden zur Verhinderung eines Rüstungswettlaufs im Weltraum und dessen Beendigung auf der Erde.



Moskwitsch 2141

Neues Auto- neue Technologie

Die polizeilichen Kennzeichen 1149 MME oder 5114 MMB sind kaum einen Blick wert. Zehntausende dieser Blechschilder sieht man in der sowjetischen Hauptstadt. Aber die Autos! Unser Bildreporter Volkmar Billeb ging aufmerksam mit der Kamera drumherum – so sieht der neue Moskwitsch 2141 aus. Der sowjetischen Zeitschrift „Nauka i shisn" (Wissenschaft und Leben) entnahmen wir dazu Gedanken von Valentin Kolomnikow, Generaldirektor des Moskauer Autowerkes „Leninscher Komsomol".

Das Moskauer Automobilwerk „Leninscher Komsomol" (im folgenden ASLK genannt) bereitet die Serienproduktion eines neuen Pkw-Modells vor. Generaldirektor Valentin Kolomnikow bezeichnete dessen Entwicklung im wesentlichen als abgeschlossen, so daß die erste Modifikation des Moskwitsch 2141 im nächsten Jahr auf den UdSSR-Markt kommt. Ende 1988 wird ASLK voll auf den Neuen umgestellt sein. Ein neues Modell – für jedes Autowerk eine Bewährungssituation. Kolomnikow: „Was sich gegenwärtig bei uns tut, ist mit keiner Produktionsumstellung vorher zu vergleichen. Das Werk entwickelt nicht nur schlechthin ein neues Modell, sondern es bekam die Aufgabe, eine völlig neue Produktionsstrategie zu meistern. Davon ist vieles für den sowjetischen Automobilbau neu und so manches für unseren Maschinenbau überhaupt."

Stichwort flexibel

Flexible Produktion ist ein Stichwort dazu. Das ist die Möglichkeit, auf einer Werkbank oder automatischen Linie verschiedene Modifikationen eines Erzeugnisses oder sogar andere Erzeugnisse herzustellen und dabei in kurzer Zeit von einem zum anderen überzugehen.
Flexible Technologie in einem Autowerk ist Voraussetzung dafür, nicht nur, wie bisher, alle zehn bis zwölf Jahre ein neues Modell herauszubringen, sondern diese Zeit auf drei bis fünf Jahre zu verkürzen. Der Generaldirektor: „So ist die Entwicklung im internationalen Fahrzeugbau, das verlangt die Mode auf diesem Gebiet."
Stark vereinfacht: Heute noch bedingt ein neues Modell bei uns einen kolossalen Bruch, den radikalen Wechsel nahezu der gesamten Ausrüstung eines herkömmlichen Kfz-Werkes. Bei einer flexiblen Produktion hingegen ist lediglich das Umrüsten der Apparaturen erforderlich. Die Produktion des alten Modells kann zunächst ohne Unterbrechung weitergehen. Gerade das ist wohl wesentlichster Vorteil einer solchen Technologie.
Die Kombination von Automatisierung und Flexibilität kennzeichnet eine Hauptrichtung des Fortschritts im Maschinenbau. In der UdSSR wurde der Terminus „Flexibles Produktionssystem" als staatlicher Standard gesetzlich fixiert.

Ein sozialer Aspekt

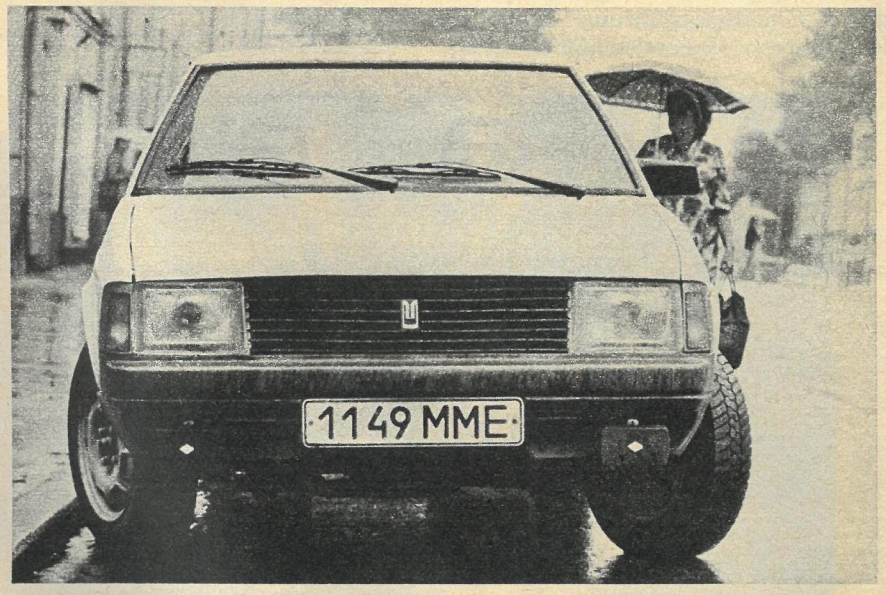
Flexible automatisierte Produktion an sich ist keine neue Erfindung. Deutlich wird das am Beispiel einer Fabrik für Plasterzeugnisse. Die Formen in den Thermoplastgießautomaten werden ausgewechselt – und ein neues Produkt kommt heraus.
Im Maschinenbau erlangt diese Aufgabe andere Dimensionen. Generaldirektor Kolomnikow: „Es ist effektiver, einmal beträchtliche Mittel für die Einführung der flexiblen Produktion einzusetzen. Die gegenwärtigen umfangreichen Investitionen im ASLK entheben uns dann größerer Ausgaben in der Zukunft."
Das Moskwitsch-Werk wird stufenweise, ohne Produktionsstopp, zur neuen Fertigung übergehen. Für den neuen Wagen werden völlig neue Kapazitäten in Betrieb genommen. Fertig ist bereits das gewaltige Gebäude der Pressenabteilung. Die Montage der Ausrüstungen – viel davon kommt aus Erfurt vom VEB Kombinat Umformtechnik – geht zu Ende. Dort und in der mechanischen Hauptabteilung werden vor allem die wichtigsten Baugruppen des neuen Wagens produziert. Allmählich, nach einer Zeit des Nebeneinanders, läuft dann die Herstellung der alten Moskwitsch-Modelle aus. Die beiden neuen Komplexe und der vor einigen Jahren in Betrieb genommene Hauptbereich Montage und Lackiererei übertreffen um fast das Fünffache die Produktionsfläche des einstigen Stammbetriebs. Aber hinter dieser Zahl steht nicht nur ein größerer Ausstoß von Kfzs, nicht nur die Verbesserung der Pkws; die Meisterung neuer Technologien bringt vor allem entscheidende positive Änderungen der Arbeitsbedingungen mit sich. Ein wichtiger sozialer Aspekt.

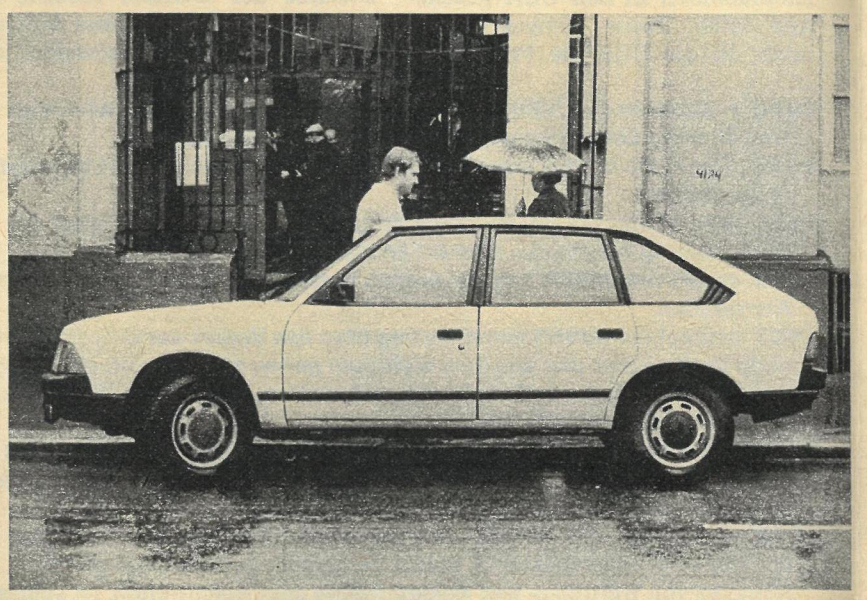
Reizwort Ersatzteile!

Was geschieht mit den alten Abteilungen? Sie werden vor allem für die Ersatzteilproduktion genutzt, auch für die alten Modelle. „Man muß doch endlich einmal dieses Problem von der Tagesordnung bekommen", lautet der Kommentar des Generaldirektors.
Und die neuen Linien? Zuvor einige Bemerkungen zur Kfz-Produktion überhaupt. Es gibt wenig Waren, deren Fabrikation komplizierter ist als die von Autos. Der gegenwärtig gefertigte Moskwitsch 2140 besteht zum Beispiel aus rund zehntausend Einzelteilen. Das sind Zylinder, aber auch simple Dichtungen und Bolzen. All das muß vorgefertigt werden oder pünktlich von den Zulieferbetrieben kommen, geprüft, eingepaßt, zu einem „lebendigen" Auto vereint werden. Die wenigsten Teile entstehen in einem einzigen Arbeitsgang, die meisten durchlaufen eine ganze Reihe Bearbeitungsstufen (Schmiede, Presserei, Zerspanung, Wärmebehandlung usw.). So läßt ein Stahlstab mit etwa 50 Millimeter Durchmesser, der als Rohling ins Werk kommt, sechzehn technologische Operationen über sich ergehen, ehe ein gewöhnliches Zahnrad für das Schaltgetriebe fertig ist. Die Herstellung des Gehäuses für das Differentialgetriebe macht 29 Operationen notwendig und ein Türschloß gar 52.

Rund um die „schwarze Karosse"

Besonderen Aufwand beansprucht die Karosse. Aus simplen Blechstücken werden komplizierte Elemente zusammengebaut. Die Vordertür entsteht in 36 Arbeitsgängen aus 14 Einzelteilen. Die gesamte Karosse aber vereint rund 500 Details in sich. Die Rede ist bis jetzt nur von der „schwarzen Karosse", einem rein metallischen Erzeugnis. Sie muß noch lackiert und durch Zusatzteile wie Türgriffe oder Gummidichtungen komplettiert werden. Hauptsächlich durch Punktschweißen wird die „schwarze Karosse" zusammengefügt.
Die Einzelteile kommen aus der Umformerei. Das Umformen ist seiner Natur





An einem ganz gewöhnlichen, deshalb verregneten Augusttag dieses Jahres parkten zwei Personenwagen in einer Moskauer Straße. Mancher ging achtlos daran vorüber, andere, wie Volkmar Billeb, begutachteten sie gründlich. Denn die Fabrikmarke am Kühlergrill wies aus – das ist der neue Moskwitsch 2141! Wie in der sowjetischen Presse gemeldet, werden die ersten Vorboten des neuen Typs noch von einem 80-PS-LADA-Motor aus To-

nach übrigens eine flexible Technologie. Die Gesenkformen der Pressen werden ausgewechselt (eine Sache von wenigen Stunden), und schon beginnt der Ausstoß ganz anderer Teile.

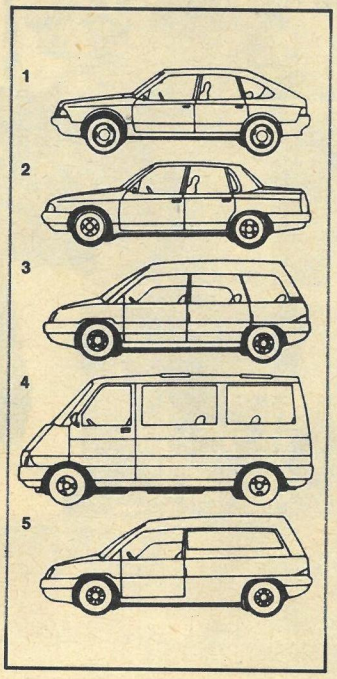
10 Fußballfelder

Auf den gewaltigen Produktionsflächen des neuen Pressenkomplexes (65 000 Quadratmeter, man könnte da fast zehn Fußballfelder unterbringen) gehen den Kfz-Werkern viele Roboter zur Hand. Zum Beispiel, um die Pressen mit Rohlingen zu beschicken, um die bearbeiteten Teile abzunehmen und an die nächste Presse weiterzureichen. Ein elektronisches Steuersystem, automatisierte Lager und ein automatisches Transportsystem (dessen Elemente vor allem aus der VR Bulgarien kommen) sind charakteristisch für diese Abteilung. So werden zum Beispiel die Knüppel aus Walzstahl direkt von den Eisenbahnwaggons auf dem Werksanschlußgleis automatisch entladen, gewogen und entsprechend der Stahlmarken gelagert. Rechnergesteuert werden die Teile bzw. Rohlinge vom Lager abgerufen, an eine feste Adresse zur Bearbeitung bzw. Montage geleitet. Das alles funktioniert ohne Lagerarbeiter, die Anlage weiß dank EDV, wo was liegt und wann und wo was gebraucht wird.

Weiter in der Beschreibung der Pressenabteilung. Die Pressen ruhen nicht auf ebener Erde, sondern auf pfeilerartigen Stahlbetonfundamenten. Unter den Maschinen befindet sich folglich freier Raum, in dem – selbstverständlich automatisch – das Abfallproblem bei der spanlosen Verformung gelöst ist. Die wichtigsten Teile der Pressen sind von unten bequem zu warten.

Die „Brigade der Roboter"

Der Weg der gepreßten Karosserieteile geht weiter. Im wesentlichen lösen dann etwa 150 Punktschweißroboter die Arbeitsaufgaben in der Karosseriemontage. 16 von ihnen schweißen zum Beispiel den hinteren Boden, vier bringen die Schweller an, zwei montieren die Motorhaube… Jeder Roboter folgt seinem eingegebenen Programm, das auswechselbar ist. Dann befähigt ihn sein elektronisches „Gedächtnis" zu einem anderen Arbeitsgang. Lehrbuchhafte Verbindung von Automatisation und Flexibilität nennt Kolomnikow das. Die „Brigade der Roboter" ist im Vergleich zu den stationären Schweißmaschinen in der Vorhand. Der Roboter mit seinem hochgradig elastischen Führungsarm erreicht Stellen, welche den relativ unbeweglichen Apparaten der gegenwärtigen Ausrüstung nicht zugänglich sind. In diese technologische Linie sind auch Roboter für „Hilfsarbeiten" eingetaktet: für das Schmieren zum Beispiel oder das Konservieren geschlossener Hohlräume. Bei der Montage von Karossen in einer flexiblen Produktion sind Roboter ohne Konkurrenz. Es wird im ASLK noch mehr derartig flexible, automatisierte Produktionsabschnitte geben. Praktisch ohne Zutun von Menschen werden die Karosserien lackiert, galvanische Deckschichten aufgetragen. Wenig angenehme Arbeiten für Menschen…



Maschinen mit Erkenntnisvermögen

Im Mechanik-Komplex schließlich entstehen die Einzelteile des Antriebs – Zahnräder, Wellen, Steuerungsteile, Getriebe usw. Einige Tausend metallbearbeitende Werkbänke, Roboter und Manipulatoren, Transport-, Kontroll- und Meßeinrichtungen werden dort demnächst in Gang gesetzt. Eine Struktur, die so gut wie ohne unmittelbare Beteiligung von Menschen funktioniert. Sie ist ebenfalls flexibel und erlaubt es, jede x-beliebige automatische Linie schnell für die Herstellung anderer Teile umzurüsten, Teile, die allerdings in ihren Parametern einander ähnlich sein müssen. Auf einigen Linien können gleichzeitig zwei oder drei Einzelteile bearbeitet werden, weil die Werkbänke „erkennen", welches Werkstück eingetroffen und wie es zu bearbeiten ist. Am Hauptband aber, bei der Endmontage des Pkw, arbeiten wie heute auch künftig in der Mehrzahl Menschen.

Ihnen werden sogenannte Roboter-Partner bald die schwersten Handgriffe abnehmen, zum Beispiel bei der Radmontage.

Der innerbetriebliche Transport ist jedoch bei alledem kein zweitrangiges Thema. Elektrokarren-Roboter, „Robocars", von einer Automatik mittels eines im Boden befindlichen Kabelsystems gelenkt, werden flexibel auf bestimmte Routen programmiert. Selbst das Nachladen ihrer Akkus gehört zu den Fertigkeiten solcher Robocars.

Einiges über den 2141er

Zum Schluß einiges über den neuen Moskwitsch 2141. Generaldirektor Kolomnikow: „Ein ganz moderner Wagen, sowohl im Design als auch in seinen technischen Parametern. Er hat Vorderradantrieb – das ist in der ganzen Welt sehr populär. In der UdSSR wird ja bereits der vorderradgetriebene Lada 2108 hergestellt. Der nach dem gleichen Konzept entworfene Saporoshez 1102 befindet sich in der Produktionsvorbereitung.

Der neue Moskwitsch ist relativ leicht – die Kardanwelle entfällt, auch eine durchgehende Hinterachse. In breitem Maße werden Plastelemente verwendet, zum Beispiel für die Stoßstangen. Im Vergleich zum Vorgängermodell ist der Fahrgastraum 10 Zentimeter breiter."

Zuerst kommt der Moskwitsch 2141 als fünftüriger Pkw heraus. Bei dieser Modifikation sind aber Fahrgast- und Gepäckraum deutlich gegeneinander abgegrenzt.

Die Schlußgedanken des Generaldirektors seien hier im Wortlaut wiedergegeben: „Für das ASLK-Kollektiv ist Qualität heute die Frage Nr. 1. In einem Lied, so sagt man bei uns, darf man keine Strophe weglassen. So bekennen wir, daß vor einigen Jahren unsere Sicht auf die Qualität getrübt war. Das brachte uns die empfindlichste Strafe ein – die öffentliche Meinung reagierte sauer. Der über viele Jahre gute Ruf des Werkes wurde so verspielt.

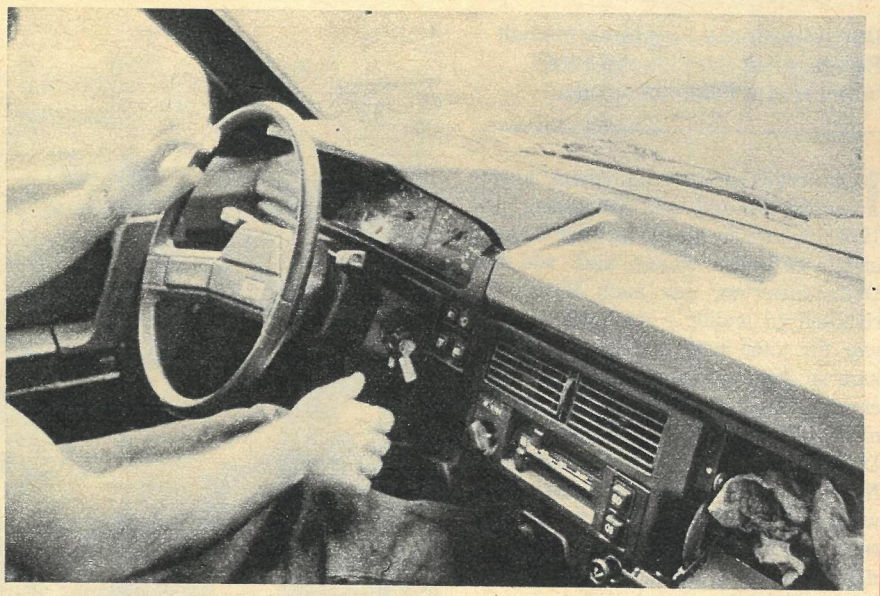
Die neue Ausrüstung von ASLK gestattet einfach keinen Ausschuß mehr, wenn sie richtig im Takt ist, wenn wir sie im Griff haben.

Hinzu kommen besonders effektive Maßnahmen vorbeugenden Korrosionsschutzes sowie der Einsatz neuer Materialien, die die Lebensdauer der Karosserie des 2141er wesentlich verlängern.

Was gegenwärtig im ASLK geschieht, entspricht den beschlossenen Hauptrichtungen der Entwicklung des sowjetischen Maschinenbaus. Es gibt jedoch eine Besonderheit, die den wissenschaftlich-technischen Fortschritt im Automobilbau heraushebt: Er steht mehr als alle anderen Gebiete des Maschinenbaus im Blickfeld der Menschen."

Redaktion: Klaus Hurrelmann

gliatti vorwärtsbewegt. Zur Umgestaltung des Moskauer Autowerkes „Leninscher Komsomol" gehört aber auch der Bau eines hochmodernen Motorenwerkes. Die Skizzen (oben) zeigen, welche Varianten des Grundmodells



2141 den Designern derzeit vorschweben: 1 Limousine mit Fließheck (fünftürig); 2 Limousine in Ponton-Form (Stufenheck); 3 Kombi; 4 Mikrobus in Frontlenkerbauweise (gut als Linientaxi geeignet); 5 Kleinlieferwagen.

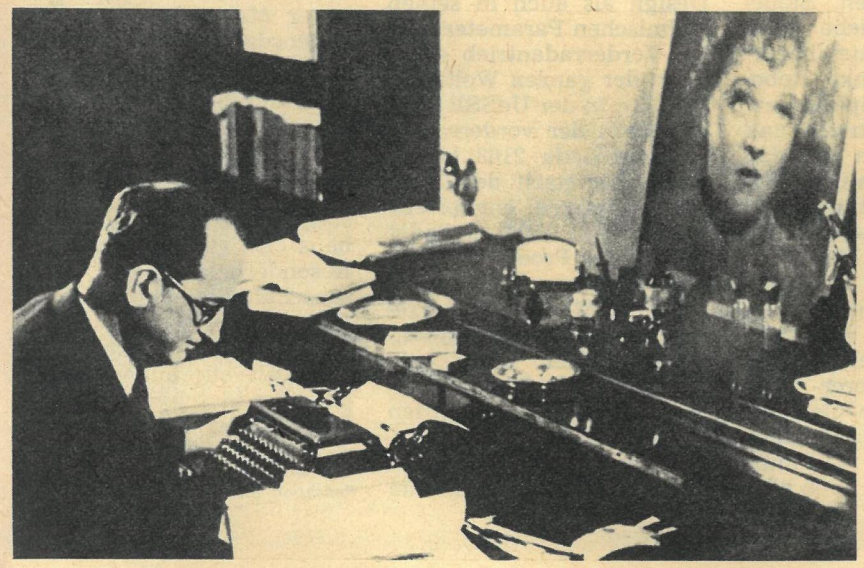
FREIE WELT - Serie 3

KONRAD WOLF

Erinnerungen an einen Lebensweg

Geboren am 20. Oktober 1925 in Württemberg als zweiter Sohn des Arztes und Schriftstellers Friedrich Wolf, hört der Siebenjährige die Delphingeschichten seines Vaters am Strand der französischen Kanalinsel Île de Bréhat. Elf Jahre später kämpft er als Soldat der Roten Armee gegen die faschistischen Truppen und zugleich für die Vernunft und die Rettung deutscher Soldaten. Im April 1945 blickt er über die Oder, Richtung Berlin: Ein junger deutscher Internationalist kommt zurück – als Eroberer, als Sieger, als Befreier.
Er studiert an der Moskauer Filmhochschule. 1968 wird der DEFA-Film „Ich war neunzehn" zu einem nationalen und internationalen Ereignis. Es ist seine Geschichte der Wiederbegegnung mit Deutschland. Für den Revolutionär Konrad Wolf gipfelt die Dialektik von Internationalismus und Heimatliebe in der Beziehung zwischen deutschen und sowjetischen Menschen.

Kurz vor seinem viel zu frühen Tode 1982 unternimmt der langjährige Akademiepräsident und anerkannte Künstler unseres Landes eine Reise in die Erinnerung… Den Fotos von Barbara Köppe, die ihn begleitete, fügen wir Briefe von ihm und an ihn, Selbstäußerungen, Tagebuchnotizen und Erinnerungsfotos hinzu, die Aufschluß darüber geben, wie der Mensch Konrad Wolf empfand und wie er wurde.



Der sowjetische Regisseur Michail Romm, einer der Lehrer Konrad Wolfs an der Filmhochschule.

Ich verdanke es auch einem sowjetischen Freund und Genossen, der 1947, im Januar, als ich aus der Sowjetarmee entlassen wurde, und, wie alle Demobilisierten, nun nach Hause zurückkehren wollte – nach Hause, das war für mich natürlich Moskau… ich kam zu ihm und sagte ihm, daß ich in einigen Tagen abreise. Darauf fragte er mich: „Wohin?" – Ich sagte: „Wohin? Das steht in meinem Entlassungsschein. Nach Moskau." Darauf er: „Nein, Du wirst nicht nach Moskau zurückkehren." Ich fragte: „Wieso?" Da sagte er mir: „Willst Du denn Dein Vaterland verraten?" Ich verstand das damals nicht und wurde sogar etwas erhitzt und stritt mich. Aber ich war entlassener Oberleutnant, und er war Oberstleutnant. Ich blieb in Berlin, und diesem

Reise in die Erinnerung ... Konrad Wolf (im Foto links) 1981 in seiner ehemaligen Studienstätte, der Moskauer Filmhochschule.

Konrad Wolf als Student, 1950/51

Konrad Wolf (3. v. r.) mit internationalen Studenten aus seiner Klasse, im Jahre 1952

(Entnommen der jetzt zu seinem 60. Geburtstag im Henschelverlag erscheinenden Bildbiografie „Konrad Wolf" sowie dem Friedrich-Wolf-Archiv)

Genossen habe ich auch zu verdanken, daß ich den Weg in meine Heimat gefunden habe, wiedergefunden habe, daß ich deutscher Kommunist wurde. Es ist Genosse Alexander Dymschitz.

Mein Vater machte mich sehr entschieden, ja schroff darauf aufmerksam, daß die Zeit des Improvisierens vorbei sei, daß ich einen Beruf lernen müsse, fundiertes Wissen brauche. Ich war da ganz anderer Auffassung, verfügte meiner Ansicht nach über genügend Lebenserfahrung. Ich hatte für die „Berliner Zeitung" gearbeitet, war in Halle Referent für Theater, Varieté, Film gewesen... In einem Urlaub bewarb ich mich an der Moskauer Filmhochschule, damals war ich noch sowjetischer Staatsbürger. Ich wollte mehr ein Alibi: Ich habe etwas unternommen...

Ich wurde von Romm und Gerassimow aufgenommen – ich war bestimmt schrecklich bei der Prüfung... dazu gehörte auch der Vortrag eines Gedichtes... und ich trug es so vor, wie ich es von „Profis" zu hören gewohnt war... sehr laut und pathetisch. Gerassimow meldete sich, offenbar voraussehend, daß eine Katastrophe nahte, zu Wort: „Schon gut, Genosse Wolf, ja, ja, es reicht, reicht." Und jetzt sah ich auch Romm, wie er vor Lachen barst, sich wieder fing und mir mit einem verständnisvoll-ironischen Lächeln die Frage stellte: „Warum willst du eigentlich Filme machen?" Ja, und damit war die Prüfung beendet.

Wohl das schönste Erlebnis während meines Studiums war das Zuammenleben und die Zusammenarbeit mit Studenten aus einem Dutzend Nationen in der Klasse... Internationalismus wird selbstverständlich, und man lernt echte, produktive Toleranz.

In der Klasse von Alexandrow, in der ich war, arbeiteten zwei Assistenten mit uns. Der eine war ein hervorragender Montagefachmann, der nichts durchließ. Den anderen, S. K. Skworzow, habe ich als ewigen Schweiger in Erinnerung... Sein Takt, seine Zurückhaltung, erzeugten Achtung füreinander, ohne die man in der Kunst nicht arbeiten sollte, und sie zwangen uns, selbst hinter die Dinge zu kommen.

An Konrad Wolf 15. 1. 1950

...im übrigen habe ich geschworen, nicht wieder ein Drehbuch zu machen, bis der junge Meisterregisseur Konrad Wolf aus dem Ei gekrochen ist; dann aber etwas sehr Schmissiges und Starkes. Themen habe ich etwa ein Dutzend auf der Pfanne. Also, Kon, halte Dich gut, und nutze die Ferien zum Ausruhen und Theaterbesuch, schreib recht bald wieder so ausführlich und nett, dies freut die Meni und Deinen Pap.

An Konrad Wolf Lehnitz, 18. 1. 1951

...Koni, ich rechne nach wie vor ernsthaft auf Dich! Du bekommst ja den besten Scenarioschreiber der DDR (meine Bescheidenheit verbietet mir, den Namen zu nennen). Und ziehe Dich bitte nicht hinter den eisernen Vorhang des Dokumentarfilmerichs zurück! das steht einem Wolfswurf nicht an! Zumal wenn er Konrad – d. h. Kuonrat = Der Kühne im Rat heißt!... Viele Geburtstagswünsche und einen Kuß von Deinem Pap.

Brief an Annegret Reuter 4. 3. 1955

Die Diplomverteidigung ist für den 9. 3. angesetzt, am 15. 3. muß ich den Film noch Alexandrow zeigen. Ich lebe jetzt auch so richtig wie ein Student, mit wenig Geld, da ich für März kein Stipendium mehr erhalte. Also so allmählich kannst Du schon meinen Empfang entsprechend feierlich vorbereiten – ich komme ja schließlich nach 5 1/2 Jahren Studium zurück in die Heimat. Das Orchester braucht nicht gar zu groß zu sein...

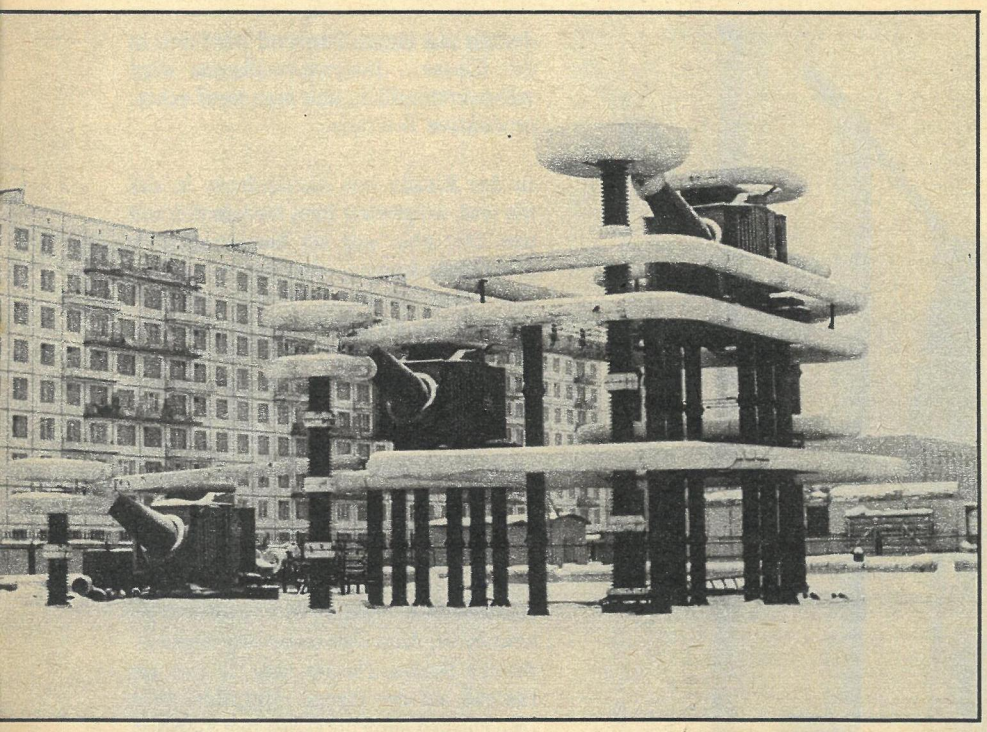
... Wir müssen uns dessen bewußt sein, daß der Antifaschismus und besonders die antifaschistische Kunst einer stetigen Erneuerung bedarf und daß wir uns ständig den härtesten Prüfungen aussetzen müssen, uns nämlich den Fragen der neuen Generation zu stellen. Und sie hat sehr viele Fragen. Diejenigen jedoch, die den Hitlerfaschismus erlebt haben und aus eigenen Erfahrungen berichten können, werden immer weniger.

Sergej Gerassimow

Zum Gedenken an Konrad Wolf

Ein allzufrüher, ein bitterer Verlust für uns alle... Konrad Wolf hatte Freunde in vielen Ländern. Sie sahen in ihm eine tragende geistige Kraft der neuen sozialistischen Kunst. Er starb als Kämpfer, er blieb auf seinem Posten, er arbeitete bis zu den letzten Tagen seines Lebens. Alle, die ihn kannten, werden seine Erscheinung nicht vergessen, seine große, gelassen wirkende Gestalt, den Kopf mit dem krausen Haar, die Narbe über der Oberlippe und die Augen, die so gütig und aufmerksam auf die Welt schauten. Niemals werden sie seine klugen Gedanken vergessen, die aus seiner Kunst sprechen.

Ende



Es macht sich gut, wenn man seine Erfolgsbilanz herzeigen kann. Nicht falsch aber auch, sich daran zu erinnern, wie manches erreicht wurde... Nie werde ich den Blick vergessen, den mir Alexander Grigorowitsch zuwarf, als ich sagte: „Wir müssen demontieren." Es war das zweite Mal beim Aufbau der riesigen Freiluftanlage für NIIPT, das Leningrader Institut für Gleichstromforschungen, daß wir Baugruppen auseinandernehmen mußten, um tückischen Fehlern bei der Beherrschung hoher Gleichspannungen auf die Spur zu kommen.

Dr. Alexander G. Lewit, als Sektorenleiter des Labors wichtigster Vertreter der Kundenseite, blieb ganz ruhig. Worte wie „Kontrakt" und „Termin" nahm er nicht in den Mund; so gut wie uns war ihm bewußt, daß es sich bei der Pulsationsspannungs-Prüfanlage mit einem Scheitelwert von 1,6 Millionen Volt um ein welteinmaliges Pilotprojekt handelte. „Was braucht ihr?" sagte er nur.

Am nächsten Morgen war der Kran bereit, ein Trupp Hilfskräfte zur Stelle. Und – zum Schutz gegen den eisigen Dezemberwind von der Newa brachte man uns winterfeste „Pilotenkleidung". Alexander Grigorowitsch persönlich überzeugte sich davon, daß jeder in die doppelt angerauhten Unterhosen stieg.

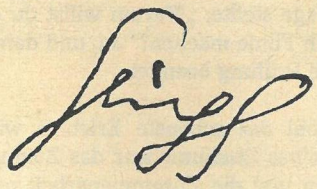
Das Lehrgeld zahlte sich aus. Die fertige Anlage bekam ausgezeichnete Referenzen, und wir konnten guten Gewissens eine Auszeichnung durch die Partner als „Aktivisten der Kommunistischen Arbeit" entgegennehmen. Rechts sehen Sie eine Kondensator-Einheit von der Sorte, die uns damals Sorgen machte. Heute ein Serienerzeugnis, das beanstandungsfrei seinen Dienst versieht, ob im sibirischen Winter oder unter dem Gluthauch der usbekischen Wüste (oben: ein Ausschnitt der Leningrader Anlage mit den zum Teil dreifach übereinander angeordneten Kondensatorsäulen).

Inzwischen legen wir die Latte ein gutes Stück höher... Zeitungen berichten, daß in Kasachstan die leistungsstärkste Energiebrücke der Welt, eine Wechselstromleitung von 1 150 000 Volt, den Dauerbetrieb aufgenommen hat. Die Million galt bisher als eine Art Traumgrenze, nicht zuletzt der gemeinsam erarbeitete Vorlauf der Prüftechnik hat diesen Sprung möglich gemacht. Jetzt rückt eine Übertragungsspannung von zwei Millionen Volt ins perspektivische Blickfeld – Lösung von Energieproblemen des Jahres 2000. Dazu projektieren wir zur Zeit eine Drei-Millionen-Volt-Prüfanlage.

Man kann sagen, daß es sich nicht um eine bloße „Aufstockung" bisheriger Anlagen handelt; die Aufwendungen auf Grund physikalischer Gesetzmäßigkeiten potenzieren sich geradezu. So kommt schon von den Abmessungen her ein beachtliches Ensemble zustande – mit Prüftransformatoren von 110 Tonnen, bis zu 25 Meter hoch aufgebaut auf Porzellanstützern (die Keramiker im thüringischen Hermsdorf hatten dafür eine neue Technologie auszuknobeln).

Fragen Sie mich bitte nicht, ob dem Wechsel- oder dem Gleichstrom die Zukunft der rationellen Fernenergieübertragung gehört; wir jedenfalls stehen mit den – nicht immer sehr einträchtigen – Vertretern beider Richtungen auf bestem Fuß, beliefern sie mit unseren Anlagen und schöpfen Wissen aus ihren Erkenntnissen. Ich würde die Voraussage wagen, daß beide Übertragungsformen auch künftig ihre Berechtigung behalten.

Nach Leningrad wird nun in nächster Zeit Moskau meine zweite Heimat werden, eingeschlossen ein Abstecher zum Elbrus. Dort in 2300 Meter Höhe setzen die Entwickler von Hochgebirgsfernleitungen eine TuR-Prüfanlage unter diesen extremen Verhältnissen ein. Montage und Inbetriebnahme so komplizierter Technik im alpinen Schneefeld – das ist eine Sache, die mich als aktiven Bergfreund reizt.



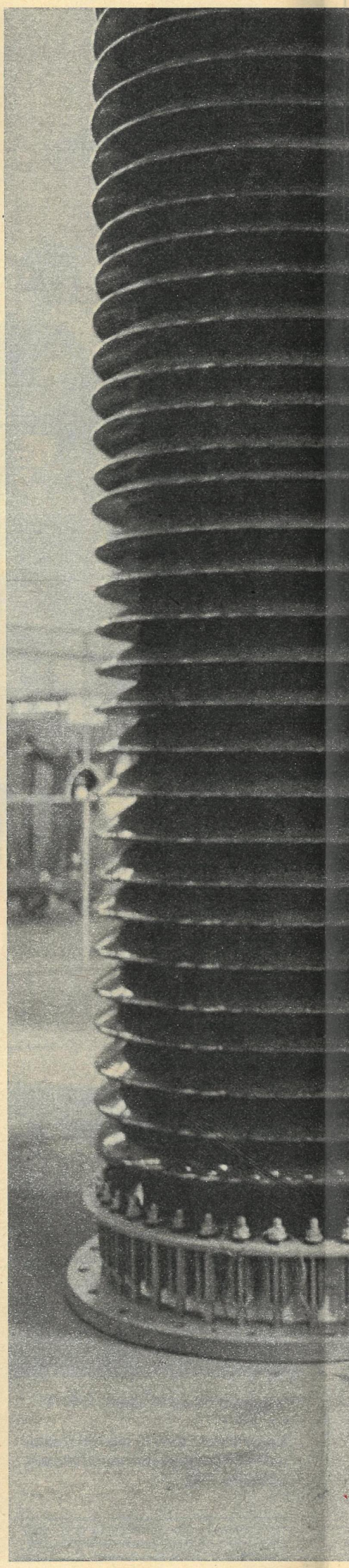
Dr.-Ing. Jochen Spiegelberg, Jahrgang 1935 – Studium an der damaligen TH Dresden, Assistent am Institut für Hochspannungstechnik, Promotion an der Technischen Hochschule – seit 1966 im VEB TuR, Transformatoren- und Röntgenwerk „Hermann Matern", Dresden, zunächst als Entwicklungsingenieur, danach Abteilungsleiter, Mitarbeiter des Technischen Leiters für Forschung und Entwicklung, seit drei Jahren Technischer Leiter des Betriebsteils Prüfanlagen – Einsatz in der Sowjetunion bei technisch-kommerziellen Verhandlungen sowie Montage und Inbetriebnahme von Hochspannungsprüfanlagen für Forschungsstätten, Hochschulen und Betriebe, unter anderem in Leningrad, Moskau, Nowosibirsk, Alma-Ata und Kiew.

Erlebnisse von der Baustelle (8)

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewinnen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderbundes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

VEB TuR im Kombinat Automatisierungsanlagenbau, „Betrieb der Sozialistischen Arbeit", 5000 Beschäftigte – Hochspannungserzeugnisse der Spitzenklasse, bewährt auf vier Kontinenten – bereits um 1900 kamen aus Dresden Transformatoren und andere Elektroapparaturen, 1928 entstand für die Technische Hochschule die erste 1 000 000-Volt-Wechselspannungsprüfanlage der Welt – während der Weltwirtschaftskrise bewahrten Aufträge aus Sowjetrußland den damaligen Privatbetrieb vor dem Konkurs – nach 1945 Neuaufbau des fast völlig zerstörten Werkes – heute ist die Sowjetunion Hauptkunde und wichtigster Partner der wissenschaftlich-technischen Kooperation – im Bereich Prüfanlagen bildet die Entwicklung einer für Moskau vorgesehenen Wechselspannungsprüfanlage zum Freiluftbetrieb mit einmaligen Parametern (Spannung drei Millionen Volt) das Kernstück der Verpflichtungen der Werktätigen zum XI. Parteitag der SED.

Fotos: D. Christel, VEB TuR



Unter Volt-Millionären

Der Kindergarten

Jewgeni Jewtuschenko ist Lyriker, Erzähler, Rezitator, Reporter, Fotograf. In der Rolle des Konstantin Ziolkowski hat er auch schon als Filmschauspieler vor der Kamera gestanden. Als ich ihn im Sommer 1983 in Moskau besuchte – bei uns war gerade sein Poem „Mama und die Neutronenbombe" erschienen –, steckte er bereits mitten in den Dreharbeiten zu seinem ersten Film „Der Kindergarten" – als Autor, Regisseur und Schauspieler! Thema und Idee des Poems und dieses Films, meinte er, seien eng miteinander verflochten. Selbst in der beschaulichen Ruhe seines Arbeitszimmers spürte man die leidenschaftliche Anspannung, in der er damals lebte. Hinter dieser Unrast, sich selbst immer wieder in den unterschiedlichsten Genres auszuprobieren, steht ein Mensch, der seine Verantwortung als Künstler und Kommunist ernst nimmt, denn „angesichts der direkten imperialistischen Bedrohung haben wir doch die moralische Pflicht, unsere Stimmen zu erheben, unsere Romane, Gedichte, Bilder und Filme zu einer machtvollen Barrikade gegen den Krieg zusammenzufügen".

Jewtuschenko, Jahrgang 1933, gehört zu jener Generation, deren Kindheit der Krieg überschattete. In dem kleinen sibirischen Städtchen Sima geboren, in Moskau aufgewachsen, kehrte er 1941 nach Sima zurück, wo die Großmutter lebte. Evakuierung – er war viele Wochen lang unterwegs. Erlebnisse, die sich ihm für immer eingeprägt haben, Bilder, aufgehoben in seinem unsichtbaren Notizbuch im Herzen. „Noch keiner hat einen Film über den Krieg aus der Sicht der Kinder gemacht", sagte er damals. Zehn Jahre lang habe er sich mit dem Plan dazu beschäftigt, es sei auch ein Stück eigenen Lebens, das er nun auf die Leinwand gebracht habe. Nicht dokumentarisch rekonstruiert, die Atmosphäre der Zeit wollte er einfangen. „Vielleicht wird es ein komplizierter Film, doch ich bin überzeugt, daß die Menschen ihn verstehen, denn es ist ihre Geschichte. In unserem Volk lebt das Gedächtnis über den vergangenen Krieg tiefer als in jedem anderen Volk." Aber die

Jewgeni Jewtuschenko, Autor und Regisseur des Films „Der Kindergarten", als schachbessener Kauz in einer kleinen Episodenrolle, die er eigentlich für Innokenti Smoktunowski schrieb.

Ein Stück Autobiographie verkörpert dieser romantisch veranlagte achtjährige Shenja, der mit seiner Geige unterwegs ist in das sibirische Sima. Gespielt von dem Moskauer Schüler Serjosha Gusak.

Die meisten sind Laienschauspieler, Shenjas Großmutter ist Pförtnerin, das Mädchen Lilja traf Jewtuschenko auf einer Moskauer Straße.

Kinder, mit denen er drehte, stellten ihm Fragen: Was ist Evakuierung, was sind Brotkarten? Auf der einen Seite empfand er es als großes Glück, daß sie es nicht wußten, auf der anderen Seite, meinte er, sie müssen davon erfahren, weil „wir den Verlust der Vergangenheit nicht zulassen dürfen, auch darum drehe ich diesen Film".

Viele Aufnahmen entstanden in Sima, die meisten Mitwirkenden sind Frauen und Männer des Ortes, einige spielen ihr eigenes Schicksal: so, wenn sie ihre verzweifelten Kriegshochzeiten feierten, wenn Frauen mit einer Todesnachricht in Händen den jungen Brautpaaren entgegengingen. „Es gibt eine Szene", sagte er, „da singen die Alten ein sibirisches Lied. Sie singen schlecht, mit brüchigen Stimmen, aber sie singen mit ihren Gesichtern, mit ihren Herzen..."

Stimmungen, Bilder voller Kraft und Farbe, die ich nicht so schnell vergessen kann, nun, da ich den Film gesehen habe, der zum XIV. Festival des sowjetischen Films in der DDR seine Erstaufführung erleben wird. Erzählt wird von dem Jungen Shenja, der sich im Kriegsjahr 1941 allein aus dem belagerten Moskau nach Sima zur Großmutter durchschlägt. Stationen, Begebenheiten. Sein „Kindergarten" sind überfüllte Züge, chaotische Bahnhöfe, armselige Märkte auf dem Weg ins Hinterland. Er trifft Menschen, die das letzte Stück Brot mit ihm teilen, und Schwarzhändler, die ihn verprügeln. Er gerät in eine Bande von Dieben, wo er Lilja kennenlernt und mit ihr flieht. Er arbeitet in einer Munitionsfabrik, wo Gleichaltrige neben Greisen und Krüppeln Granaten drehen. Er langt endlich in Sima an und reißt wieder aus – in Richtung Front. Beklemmend eingefangen die Atmosphäre dessen, was in dem vom Krieg ausgeplünderten Land vor sich gegangen ist, die schreckliche Verflechtung der sich plötzlich einander nähernden Schicksale, die dramatische Nachbarschaft von Menschlichkeit und Abschaum, den der Krieg an die Oberfläche spülte.

Jewtuschenko erzählt das alles in Episoden, in eigenen Liedern und Gedichten. Für seine Träume und Erinnerungen, die oft nur Bruchstücke sind, findet er ungewöhnliche, poetische Metaphern: Kriegsausbruch – ein junger Rotarmist verhüllt die goldenen Kreml-Sterne mit grauer

Tarnleinwand, die er, am Ende des Krieges, wieder herunterreißt. Evakuierung Moskaus – schwarzer Rauch steht über Ämtern, Akten werden verbrannt, Kühe und Wagen ziehen an der Basilius-Kathedrale vorbei, die Front ist nahe, exotische Tiere tauchen auf einem Bahnhof auf, der Zirkus verläßt die Stadt. Shenjas Abschied von einer friedlich behüteten Kindheit – er schüttet die Goldfische seines Aquariums in die Patriarchenteiche. Dennoch – die Gewißheit des Sieges wird deutlich in jenem Gleichnis, da zur Siegesparade Mädchen und Jungen mit Aquarien über den Roten Platz marschieren...

Vieles drückt Jewtuschenko durch Symbole aus, das macht den Film oft kompliziert, verleiht ihm aber auch eigenen Reiz. Ein Film, der daran erinnert, wie wichtig es ist, daß die Menschen in der Stunde der Bewährung nicht vergessen, daß sie Menschen sind.

Ursula Weil

Fotos: Sovexport-Film

Sergej Jessenin
1895–1925

Deiner Frühlinge lautes Lied...

Als Maxim Gorki vom Freitod des dreißigjährigen Dichters Sergej Jessenin erfährt, muß er betroffen an eine vor Jahren gehörte Geschichte von einem polnischen Bauernjungen denken, der zufällig nach Krakau geraten war, wo er sich im Straßengewirr verlaufen hatte. Voller Angst, daß die große Stadt ihn nicht wieder loslasse, sprang er von einer Brücke in die Weichsel, hoffend, der Strom werde ihn hinaustragen in die Weite des Landes.

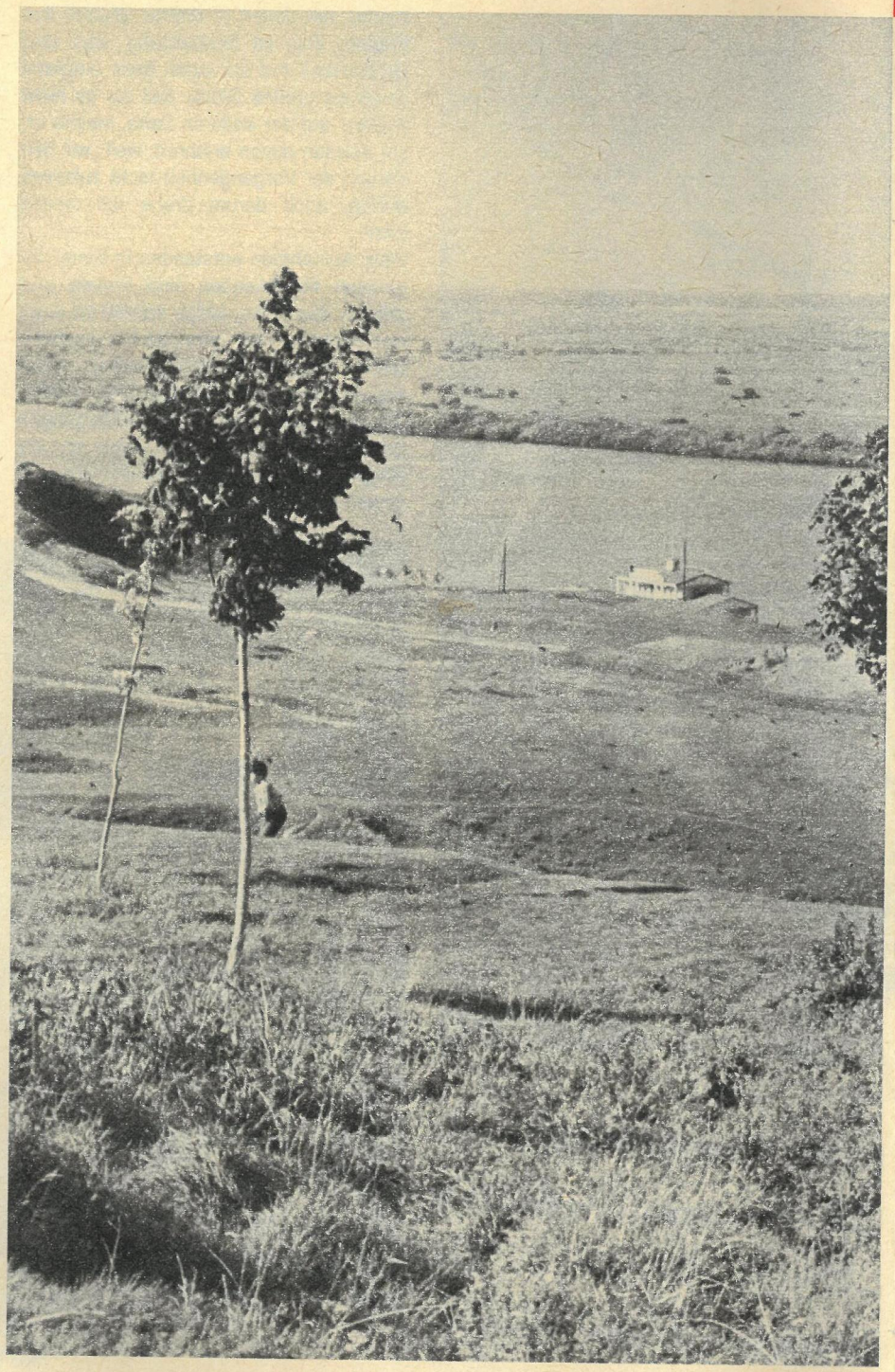
Zum ersten Mal sah Gorki Jessenin 1914 in Petersburg. Der Neunzehnjährige machte auf den Menschenkenner Gorki den Eindruck eines bescheidenen, etwas zerfahrenen Knaben, blondlockig, in blauer Hemdbluse und langem russischen Rock; er erinnerte ihn an gewisse süßliche Ansichtskarten, auf denen Bojarenkinder mit ewig gleichen Gesichtern abgebildet waren.

Um diese Zeit will der blondlokkige, ungeduldig ruhmsüchtige Bauernjunge aus dem Dorf Konstantinowo bei Rjasan bereits Petersburg „überrumpeln". Seine Verse, die er an verschiedene Zeitschriften verschickt hatte, waren ungedruckt geblieben. Er mußte seine Sache persönlich vorantreiben. Der erste, den er zielstrebig aufsucht, ist Alexander Block, derzeit bedeutendster Stern am Himmel der russischen Poesie. „Während ich Block anschaute", bekennt Jessenin in seiner Biographie von 1922, „geriet ich in Schweiß, denn zum ersten Mal erblickte ich einen leibhaftigen Dichter." Block notiert nach dem Besuch: „Bauer aus dem Gouvernement Rjasan. 19 Jahre. Frische, reine, klangvolle, weitschweifige Gedichte..."

Von Block lernt Jessenin nicht nur, jene Weitschweifigkeit zu vermeiden, er erkennt im reifen Werk seines Vorbildes auch, was ihn selbst bewegt: die Liebe zur Rus, zum Rußland der Bauern, eine im Gegensatz zu Jessenin kritische Liebe, die die sozialen Probleme nicht vergoldet. Im Kriegsjahr 1914 empfindet Jessenin das Leid des in den Strudel des Krieges gerissenen Volkes: „Und es krächzten die schwarzen Raben: / Arge Not tränkt den weiten Raum..."

Rus – das ist in dieser dunklen Zeit für ihn das magische Wort. In ihm sieht er das Unwandelbare, die ewige bäuerliche, patriarchalisch-religiös bestimmte Lebensordnung, jene brüchig gewordene Welt, die er poetisch verklärt, obwohl ihm die Notwendigkeit ihrer Veränderung durchaus schon bewußt ist. Soziale Motive, die Arbeit, die revolutionären Traditionen der russischen Bauern – all das ist in Jessenins früher Lyrik kaum zu finden. Es ist nicht verwunderlich, daß die Wortführer der Symbolisten, die die Märtyrer-Rolle des Bauern, seine Leidensfähigkeit, seine demütige Hinnahme allen Unrechts, aller staatlichen Repression glorifizieren, ihn, das Genie aus Rjasan, in ihre Mitte nehmen. Aber auch Block und Gorki verfolgen die Entwicklung des jungen Talents mit lebhafter Anteilnahme. So wird Jessenin Mittelpunkt des Interesses der unterschiedlichsten literarischen Strömungen. Die Widersprüche in der Weltauffassung und im Werk des jungen Dichters leisten dem Vorschub.

Auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen, neuen Bildern schließt sich Jessenin einer literarischen Gruppierung an, die sich „Imaginisten" nennt. Für sie ist das poetische Bild Selbstzweck, die Metapher ist alles, der Inhalt, die weltanschauliche Aussage nichts. Doch schon bald erkennt der Dichter den „Irrtum" seiner Freunde, kritisiert



Doch ich liebe dich, sanfte Heimat!
Und begreife nicht, wie mir geschieht.
Heiter ist deine kurze Freude,
Deiner Frühlinge lautes Lied.

Konstantinowo im Rjasaner Land, Geburtsort des Dichters Jessenin. Zu Hause bei seiner Mutter

sie öffentlich, ohne sich jedoch von ihnen gänzlich zu lösen. Den Zwiespalt in seinem Inneren versucht er durch einen bohemehaften Lebensstil zu betäuben. Seine Tage sind erfüllt von lärmenden Gelagen und Extravaganzen, von Depressionen und hektischen Aufschwüngen, in die sich peinigend das Gefühl, sich zu verzetteln, mischt. Dann wiederum schleudert er Gedichte heraus wie ein Vulkan. Es gelingen ihm Verse von erstaunlicher Erkenntniskraft und sprachlicher Schönheit. Am Ende trennt er sich von seinen Freunden.

1922 trifft Gorki in Berlin bei Alexej Tolstoi einen gereifteren, nachdenklichen Dichter wieder. Der Bauernjunge, der sich in die große Welt verirrt hat, trägt sich elegant, dandyhaft, seine Augen aber sind voller Traurigkeit. Krieg, Revolution und Nachkrieg haben ihn empfindsamer gemacht für die Probleme jener Zeit. „In den Jahren des Krieges und der Revolution", bemerkt er im Mai 1922, „wirbelte mich das Schicksal herum. Kreuz und quer reiste ich durch Rußland – vom Nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen und dem Kaspischen Meer, vom Westen bis nach China, Persien und Indien." Jetzt begleitet er seine zweite Frau, die Tänzerin Isadora Duncan, auf einer Tournee durch Westeuropa und Amerika. „Amerika ist ein Brodem, der nicht nur die Kunst erstickt, sondern alle besten Regungen der Menschheit." Er hat fern von Rußland Sehnsucht nach der Heimat mit ihrem „grauen Himmel", nach der bäuerlichen Idylle, die, wie er klagt, von Industrie zerstört wird. Trotzdem gewinnt er aus der Distanz ein größeres Verständnis für die Revolution. Er begrüßt sie als ein elementares Ereignis von höchster Notwendigkeit. Schon 1919 hatte er unter ihrem Eindruck das Gedicht „Der Himmelstrommler" geschrieben: „Klein, wie klein die Chefs der Weißen! / Schrumpfgorillas räumt die Bahn! / Neuen Ufern zu – wir reißen / Rauh den Erdenkahn... / Welt, wir wachsen, wir, die Kerne / Einer neuen Welt, die bleibt! / Das Gorillaheer, der ferne / Pulverschnee zerstäubt..."

Bei seiner Rückkehr 1923 stellt er mit Wehmut fest, daß er ein Fremder geworden, daß die „Sowjetische Rus" das bäuerliche Idyll zerstört, Rußland tief verändert ist. „Dem Mai und dem Oktober geb ich meine Seele – / Nur meine Dichtkunst gebe ich nicht weg..." Und an anderer Stelle: „Blüht auf, ihr Jungen! Werdet stark an Leib und Seele! / Ihr lebt ein andres Leben, singt ein andres Lied. / ... Doch selbst, / Wenn überall auf dem Planeten / der Völkerhaß vergeht, / Unglück und Lüge weichen muß / Besing ich noch mit allen Kräften des Poeten / Dies Sechstel Erde mit dem Namen ‚Rus'." Dieses episch breit angelegte Gedicht leitet die bedeutungsvollste Periode seines Schaffens ein. Vermutlich um seinen falschen Freunden zu entgehen und einen Rückfall in das alte Boheme-Leben zu vermeiden, reist er in den Kaukasus. „Ein verwahrloster Garten war ich. / Ach, der Weiber und Gifttränke vielen! / Suff und Tanz – ich hab's leid bis zum Strich, / All mein Leben wie nichts zu verspielen..."

In rascher Folge entsteht jetzt eine Reihe großer Gedichte, die seinen Ruhm begründen: die „Ballade von den Sechsundzwanzig" Bakuer Kommissaren, das Poem über das russische Dorf „Anna Snegina", das Lenin-Gedicht.

Doch da er zurückkehrt, kehrt auch die Verzweiflung zurück, der Zwiespalt seiner Seele, überfällt ihn die Misere seines Daseins, zieht ihn die Boheme in ihren Sog. Der „Mann in Schwarz" ist wieder zur Stelle, jene schattenhafte Gestalt eines unlängst geschriebenen Bekenntnisses, in der der Dichter seine eigene geistige und seelische Krise symbolisiert. Im Leningrader Hotel „Angleterre" schreibt er, bevor er sich erhängt, am 28. Dezember 1925 ein Abschiedsgedicht an einen Freund: „Sterben –, nun ich weiß, das hat es schon gegeben, / Doch: auch Leben gab's ja schon einmal."

Majakowski war's, der diese gefährliche „Philosophie" Jessenins entkräftete: „Jede Freude muß dem Kommenden entrissen werden / Sterben ist hinieden keine Kunst. / Schwerer ist's: das Leben baun auf Erden."

Jessenin hat es in seinem kurzen, tragischen Leben und in seinem widersprüchlichen, dennoch an Erkenntnissen und Wortgewalt reichen Werk versucht. Seine besten Gedichte gehören zu den herausragendsten Leistungen der russischen Poesie, zum unverlierbaren Besitz der Sowjetliteratur.

Helmut Zemke

Fotos: Nowosti, Paszkowiak

Mit dem Litauer Saulius Tomas Kondrotas (Jahrgang 1953) setzen wir die Vorstellung interessanter Autoren der jüngeren sowjetischen Prosa fort, die durch ihren ungewöhnlichen Erzählstil auf sich aufmerksam machen und demnächst in der Novitätenkassette 2 des Verlages Volk und Welt erscheinen. Wie in „Kaolin“ (FW 9/85) verknüpft Kondrotas Reales mit Phantastischem, ist das ungewöhnliche, geheimnisvolle Geschehen der äußere Rahmen zur Auslotung eines psychologischen Problems. Dabei überläßt er es dem Leser, die in Zeit und Raum kaum festgelegten Handlungen in die eigene Erlebniswelt zu transportieren, sich mit komplizierten Fragen menschlicher Beziehungen auseinanderzusetzen.

Regennasse Kastanien, eine Straße, eben, gerade und lang, auf der kein Mensch zu sehen ist, kein Hund und auch keine verfrorene Katze. Es ist ein Sommermorgen, da es zu dämmern beginnt, der Himmel aber bewölkt und trübe ist und es ganz fein nieselt, da du nachts noch den Regen rauschen hörtest, es jetzt aber nach feuchter Erde duftet, nach Regenwürmern und Jasmin. Das Gras hinter dem Zaun aus verrosteten Eisenstäben ist naß und scharf. Gleich, so scheint es, wird in der Ferne ein Mensch aus dem Nebel tauchen und über den Asphalt gehen, als stapfe er durch hohes Gras, und wird einsam sein in dieser seltsamen, in durchsichtigen Dunst gehüllten Welt.

Offenbar sah ich so aus, der in aller Herrgottsfrühe in dieser noch schlafenden Straße erschien.

Das Haus, das ich suchte, stand ein wenig abseits vom Bürgersteig und war mit zartrotem Efeu umrankt, eine Allee führte zu ihm, ausgehend von dem einst weißen Eisentor.

Eine Weile schritt ich den Bürgersteig auf und ab, in der Hoffnung, in einem der umstehenden Häuser den winzigsten Laut zu vernehmen, der davon zeugt, daß die Menschen erwachen, damit ich das alte Eisentor unbesorgt öffnen kann.

Ich blieb stehen, lehnte mich an den mit Wassertröpfchen übersäten Eisenmast und steckte mir eine Zigarette an.

Die Zigarette mußte mir warten helfen. Die Kälte des Metalls drang durch den feuchten Stoff meines Mantels, vom Hutrand tropfte Wasser. Die Zigarette weichte auf und war nicht mehr weiß, sondern gelb, während sich die Glut mit jedem Zug meinen nassen Fingern näherte.

Heute morgen, bei Sonnenaufgang, war ich hier angekommen, denn ich wollte das Haus kaufen. In der gestrigen Zeitung wurde es wiederholt angeboten. Auch in der vorgestrigen und in vielen Nummern zuvor. Das Haus fand keinen Interessenten. Obwohl es wirklich nicht schlecht aussah. Vor einem Monat erst war ich diese Straße gemächlich entlanggefahren, um es mir zu betrachten. Da brauchte ich es noch nicht, ich war nur neugierig, wie dieses Haus aussieht, das absolut keinen Käufer findet. Es hatte sich nicht verändert: zweistöckig, aus roten Ziegeln und efeuumrankt stand es am Ende der Kastanienallee. Und glich einer geheimnisvollen Burg, in zarten Nebel gehüllt. So war das Haus. Und trotzdem wollte es niemand. Andere Häuser von viel schlechterem Äußeren wurden sofort gekauft. Dieses aber nicht.

Ich blickte noch einmal zur Allee jenseits des Tors. Hinter dem Rosenstrauch tauchte ein Mann auf. Er ging gebeugt, trug einen zerknautschten Hut, einen abgewetzten Pullover und war barfuß. Ich schätzte ihn auf fünfzig. In der Hand hielt er ein eingebeultes Eimerchen und eine Gartenschere. Er entfernte sich auf der Allee, ohne sich umzusehen, und ähnelte dem Weißen Kaninchen aus Carrolls „Alice im Wunderland“. Anscheinend hatte er sich schon lange im Garten zu schaffen gemacht, denn sein Hut und Pullover waren naß: Ich hatte also ganz unnötig vor dem Tor herumgelungert, um den Hausbewohner nicht zu wekken.

Ich rückte meinen Mantelkragen zurecht, schüttelte die Wassertropfen vom Hut und stieß das Tor auf. Geräuschlos öffnete es sich: Man hatte sich wohl rechtzeitig besonnen und es geölt, damit es nicht knarrte und quietschte. Ich schloß das Tor hinter mir und schritt über den sauberen Kies dem Weißen Kaninchen hinterdrein. Vielleicht war er der Hausbesitzer oder wohnte nur hier und sorgte für Sauberkeit und Ordnung.

Der Kies auf der Allee war rein wie der Grund eines Flusses; kein einziges herabgefallenes Blättchen, kein vertrocknetes Zweiglein, die Büsche waren sorgfältig beschnitten, der Rasen, naß und saftig grün, schien erst vor kurzem gemäht.

Der Mann mit dem zerknautschten Hut bog, ohne sich umzusehen, um die Ecke, und der feuchte Kies knirschte unter seinen Füßen wie frischgefallener Schnee.

Ich stieg die sauber gewischte Treppe hinauf und zog an der Klingelschnur. Leise läutete das Glöckchen. Wie angestrengt ich auch lauschte, um ein Geräusch im Innern des Hauses zu vernehmen – vergeblich. Dort herrschte vollkommene Stille. Weder Flüstern noch gedämpfte Schritte waren zu hören. Sicherheitshalber zog ich noch einmal an der Klingelschnur und wandte mich um. Unten, vor der Treppe, stand jener Mann, der sich vorhin auf der Allee entfernt hatte. Jetzt ohne Eimerchen und Gartenschere. Aus der Nähe sah er dem Weißen Kaninchen noch ähnlicher. Dabei fehlten ihm die Eigenschaften, die Menschen an Kaninchen, Fuchs oder Bär erinnern, doch die Gesamterscheinung, vor allem die gebückte Haltung, rechtfertigten den Namen völlig.

Er war so leis und jäh aufgetaucht, daß es mich verwirrte und mir nicht gleich einfiel, was ich in diesem Falle zu sagen hätte. Das Weiße Kaninchen bemerkte meine Bestürzung nicht oder tat nur so.

„Ich habe Sie erwartet“, sprach er. „Ich sah Sie etwa eine halbe Stunde lang die Straße auf- und abgehen und wußte, daß Sie kommen werden.“

„?!“

„Jeden Tag kommt jemand“, erklärte er. „Ich weiß nicht, warum alle am frühen Morgen erscheinen, aber kommen tun sie täglich. Und wandern eine halbe Stunde den Bürgersteig entlang.“

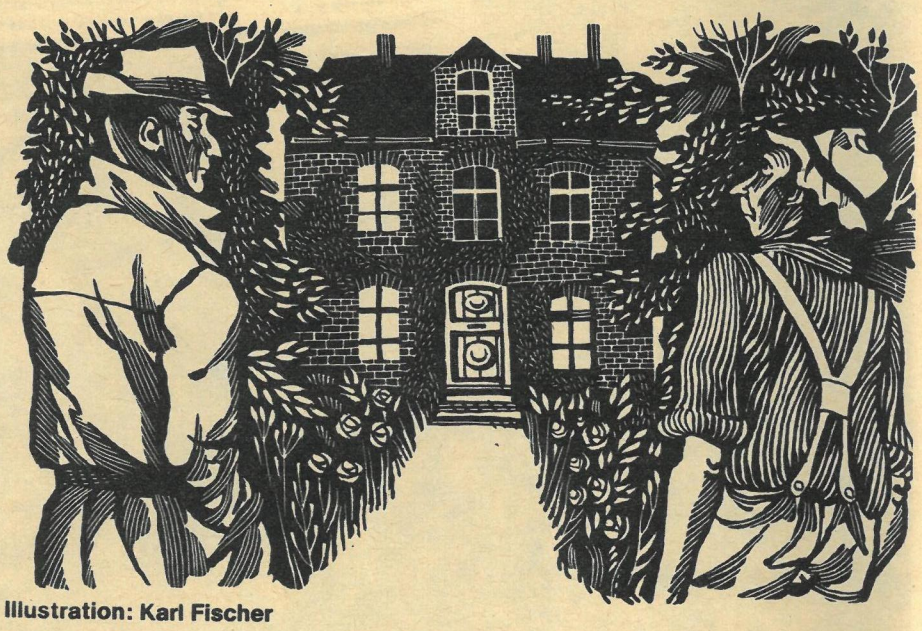


Illustration: Karl Fischer

Als es schließlich tagte, zerriß der Nebel, und der Nieselregen hörte auf.

„Vielleicht gehen wir zunächst zu mir und unterhalten uns“, schlug er vor. „Oder wollen Sie zuerst das Haus sehen?“

Ich zuckte die Schultern. Das bedeutet also, das Weiße Kaninchen wohnt nicht in dem Haus.

„Gehen wir.“ Er wandte sich um und schritt einen kaum sichtbaren Pfad entlang, der sich zwischen Rosenbüschen dahinschlängelte. Ich folgte ihm. Der Mann wohnte in einer kleinen Bretterbude, die man als Gärtnerhütte bezeichnen könnte, umgeben von verschiedenen Blumen. Er öffnete die Tür und ließ mich vorangehen.

„Nehmen Sie Platz.“

Ich setzte mich auf eine Kiste, er auf eine andere. Vor einem schmuddligen Fenster stand ein Tisch, mit allerlei Blumenzwiebeln beladen.

„Ich möchte Sie einiges fragen“, sagte er. „Danach werde ich Ihnen etwas erzählen. Alles andere können Sie selber sehen.“

„Sind Sie verheiratet?“ erkundigte er sich, ich aber schwieg, da fügte er hinzu: „Ich wollte fragen, ob Sie eine Frau haben, die mit Ihnen wohnen wird?“ Dabei schien der Alte etwas beunruhigt.

„Nein“, erwiderte ich.

Das Weiße Kaninchen war betrübt. Ich las das seinem Gesicht ab.

„Dann werden Sie das Haus nicht kaufen“, sagte er leise.

Ich wollte fragen, warum, der Alte aber kam mir zuvor:

„Sie werden's selber sehen. Werden's spüren“, verbesserte er sich. „Und jetzt erlauben Sie mir, einiges zu erzählen. Es ist nicht viel.“ Sein Stuhl knarrte.

Im Jahre eintausendachthundertsiebzig habe ein schwedischer Kaufmann sich dieses Haus gebaut. An den Familiennamen entsinne er sich nicht mehr genau: Svinberg oder Grinberg. Schließlich sei es auch egal. Wichtig ist, daß er ein trauriger einsamer Mann gewesen sei, der bald darauf unter mysteriösen Umständen starb. Die einen erzählten, er habe die Schwindsucht gehabt, die anderen, ihn habe die Einsamkeit ins Grab gebracht. Das Haus hinterließ er seinem Enkel, einem fröhlich lebenden Leichtfuß, der nur einmal hierher kam und sofort wieder abreiste. Darüber gingen gleichfalls allerlei Gerüchte um, entweder habe ihm das Haus mißfallen, oder der Geist des einsamen alten Schweden habe dort gespukt. Bald darauf sei das Haus verkauft worden. Der neue Besitzer habe es nur eine Woche darin ausgehalten. Es soll ein trauriger Poet gewesen sein, der das Haus weiterverkaufte, nachdem er die Geschichte seines ersten Eigentümers erfahren hatte. Seitdem wohne er, das Weiße Kaninchen, in dieser Gartenhütte, und er brauche auch gar nichts. Es sei nur schade, daß so ein herrliches Haus leerstehe.

„Meine Erzählung wird Ihnen vielleicht helfen, vieles zu begreifen“, fügte er hinzu. „Die Gefühle des Menschen – das ist etwas ganz Wichtiges.“

Die letzten Worte sprach er ein wenig schwärmerisch und richtete sich auf.

„Jetzt können wir das Haus besich-

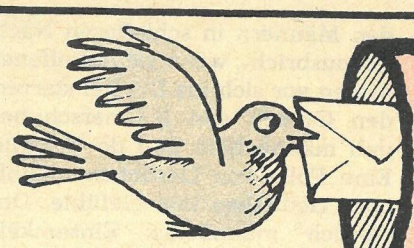
Saulius Tomas Kondrotas

Das alte Haus

tigen. Doch das ist nebensächlich."
Wir verließen die Gärtnerhütte und kehrten denselben Pfad, der sich zwischen den Rosensträuchern hindurchschlängelte, zurück. Das Weiße Kaninchen holte aus der Tasche einen Schlüssel, steckte ihn ins Schloß und drehte ihn um. Dann wandte er sich an mich, zog an der Glockenschnur, lauschte ein Weilchen dem Klang des Glöckchens im leeren Haus und lächelte. Das war das erste Lächeln, seit ich ihn sah, und es schien mir etwas gekünstelt.
Im Hause wohnte niemand. Das fiel sofort auf. Dort gab es zwar Möbel, Bücher und verschiedene Gegenstände, doch benutzte sie seit vielen Jahren niemand. Über allem lag eine dicke Staubschicht.
„Die Treppe nach oben befindet sich am Ende des Korridors", sagte der Alte. Er blieb an der Schwelle stehen und trat nicht ein.
Anscheinend hob ich fragend die Brauen, darauf erklärte er: „Ich geh' da nie hinein. Mich bedrückt's zu sehr."
Leise schritt ich über den wie ein Mausefellchen so grauen und weichen Staubteppich. Mit jedem Schritt hob sich der Staub sacht und senkte sich im Zeitlupentempo wieder herab. Hier gab es keine Laute – sie waren draußen geblieben, vor der Tür, im wallenden Nebel. Und die von einst – das Knarren der Türen, das Klirren einer Teekanne oder der Gläser –, all die Laute, die die Menschen umfingen, die hier gelebt hatten, lagen unter dem Staub begraben. Hier gab es keine Farben, denn auch die Farben deckte eine graue Puderschicht zu. Es gab Formen, doch mochte man nicht an ihnen rühren, an den Formen der Gegenstände und Möbel, denn die Finger, so schien es, würden in der undurchdringlichen Staubmasse versinken.
Ich öffnete die Türen eine nach der anderen, und sie gingen leise auf, kaum daß der graue Teppich erbebte. Ich erreichte die Treppe, hielt inne und wandte mich um. Vor der Tür, in dem Weltquadrat voller Farben und Laute, stand der Alte. Erstarrt und erschrocken folgte er jeder meiner Bewegungen. „Vorwärts!" Sein verängstigtes Flüstern, das von der Tür zu mir drang, spürte ich mehr, als daß ich es hörte. „Vorwärts! Vielleicht werden Sie ... vielleicht ist es Ihnen..."
Nichts weiter. Wieder die watteweiche Stille. Ich trat auf die erste Stufe, erneut das Aufwallen von Staub in Zeitlupe. Noch ein Schritt, noch...
Mir gefiel dieses Haus. Alles gefiel mir: die lautlose, von Kastanien gesäumte Straße, der eiserne Zaun mit den Stäben, die abbröckelnde weiße Farbe, die Kiesallee bis zur efeuumrankten Tür, das Haus aus roten Ziegeln und die Rosenbüsche, naß von dem wogenden Nebel, der seltsame und ein wenig geheimnisvolle Alte, der mit dickgeäderten bloßen Füßen durch das scharfe, taubedeckte Gras watet. Mir gefiel es in dem Haus, angefangen von der heiligen abgestandenen Stille und endend mit dem leicht Geheimnisvollen, das ich schon auf der Straße gespürt hatte, als ich, an den Eisenmast gelehnt, die von der Feuchtigkeit gelb werdende Zigarette rauchte. Genau das hatte ich auf dem Wege hierher erhofft. Stille und Ruhe.
Nun schritt ich den Korridor der ersten Etage entlang und öffnete eine Tür nach der anderen. In einem Zimmer standen ein Flügel und mehrere Bücherschränke. Staub. Man brauchte den Vertrag nur beim Notar bestätigen zu lassen und Staub zu wischen. Und dann werde ich hier wohnen. Inmitten dieser Gegenstände, die jetzt Mumien glichen. Das ist das Haus, das ich brauche. Dessen war ich gewiß.
Ich stieg die Treppe hinab, ging den Korridor entlang und war wieder draußen. Es duftete nach Jasmin, feuchter Erde und Regenwürmern. Das Weiße Kaninchen stand immer noch da und blickte mich furchtsam an.
„Wunderbar", sagte ich und lächelte. „Mir gefällt dieses Haus. Ich kaufe es."
Der Alte sah mich ungläubig an, als hätte ich mich in einer fremden, unbekannten Sprache an ihn gewandt. Ich nickte erneut. Ja. Er begriff es noch immer nicht. Stand da und schaute, den Kopf gesenkt, als habe er etwas verbrochen.
„Vielleicht haben Sie mich falsch verstanden?" Seine Stimme bebte, und er machte eine seltsame Handbewegung, als wolle er nach etwas Unsichtbarem in der Luft greifen. „Nur der Staub..." „Ja", erwiderte ich, „doch wenn man ihn wegwischt..."
Das Weiße Kaninchen war erregt.
„Haben Sie's probiert?"
„Nein, das kann man später machen."
„Nein, nein. Sie müssen's jetzt tun! Jetzt!"
Wir standen einander gegenüber, verstört und unschlüssig, was wir tun und wie wir der heiklen Situation entrinnen sollen. Auf der Straße war es immer noch still und leer, nur hin und wieder unterbrach das Aufklatschen eines herabfallenden Tropfens die Geräuschlosigkeit.
Der Mann mit dem zerknautschten Hut mühte sich unter Aufgebot letzter Kraft, etwas zu ersinnen. Sein Gesicht war gespannt. „Verstehen Sie mich richtig. Ich möchte kein Fährmann sein, der gezwungen ist, Leute so lange überzuholen, bis er jemanden absichtlich an der falschen Stelle absetzt. Sie haben nicht verstanden, was ich Ihnen von Anfang an sagen wollte. Aber Sie können sich's noch überlegen." Er wies auf die offene Tür. „Gehen Sie hinein und versuchen Sie, den verfluchten Staub wenigstens von einigen Gegenständen wegzuwischen. Tun Sie's jetzt, bevor es zu spät ist, und glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen das sage, um in meiner Gärtnerhütte wohnen zu bleiben. Beim Kauf des Hauses habe ich von einem ganz anderen Leben geträumt. Ja. Glauben Sie mir."
Ich trat erneut über die Schwelle und stapfte über den Staubteppich zur ersten Etage empor, wo der Flügel und die Bücherregale standen. In der Reglosigkeit trat ich an die Bücher heran und begann mit der Hand den Staub abzustreifen, der in großen Flocken zu Boden sank. Ich trat von einem Gegenstand zum anderen – vom Flügel zum Fensterbrett, von den Wänden zu dem tiefen Sessel in der Ecke. Und überall wischte ich den Staub ab. Meine Schuhe und Hosen waren bis zu den Knien in Staub gehüllt, als wolle er mich panzern, zermalmen und für ewig beherrschen.
Ich hielt mitten im Zimmer inne und sah mich um. Dort, wo ich mit der Hand drübergefahren war, trat leuchtend die Farbe der Gegenstände hervor. Danach stiegen Gerüche auf. Ich war überrascht; nie hätte ich gedacht, daß sich in einem Haus, das so lange leer steht, Gerüche halten. Sie waren aber da, alle, die es nur geben kann, hatten jahrelang unter der Staubschicht gekauert und darauf gewartet, daß jemand kommt, mit der Hand drüberstreicht und sie zu neuem Leben erweckt, wie Gott, die Dinge beim Namen nennend, sie aus dem Nichtsein rief. Und die Gerüche erwachten wieder und überfluteten und bedrängten mich in der regungslosen Stille. Ein Gemisch von Gerüchen, ein ursprüngliches Chaos, und es mußte eine geraume Zeit vergehen, bis ich sie unterscheiden konnte.
Alle Gerüche schienen schimmlig vor Trockenheit, doch lebendig. Ich unterschied Pfeifengeruch, den Geruch irgendwann einmal gerauchter unzähliger Zigaretten, den Geruch männlichen Schweißes – der den Männern in schlaflosen Nächten ausbricht, wenn sie mit offenen Augen vor sich ins Dunkel starren; den Geruch von Männerschuhen und männlichem Eau de Cologne. Eine Fülle von Gerüchen männlicher Gedanken und Gefühle. Den Geruch männlicher Einsamkeit, traurig und unerträglich.
Ich wandte mich um, schloß die Tür und eilte die Treppe hinab. Ich trat ins Freie und holte tief Luft. Das Weiße Kaninchen stand an seinem Platz und lächelte. Es war ein mitfühlendes Lächeln.
„Sie werden hier nicht wohnen können."
Ich schüttelte den Kopf. Nein. Hier nicht!
„Verstehen Sie mich jetzt?" fragte er.
Ich setzte mich auf die sauber gewaschenen Stufen und atmete gierig – wie ein Langstreckenläufer. Dann holte ich ganz tief Luft.
„Nur Männer..."
Der Alte lächelte, jetzt bereits verlegen. Mit dem Nebel rissen auch die Wolken auf, die Sonne kam zum Vorschein. Die Blätter der Kastanien und alles rundum begannen zu leuchten.
„Ja", stimmte er mir zu. „Hier hat es nie eine Frau gegeben. Niemals. Darin liegt das ganze Geheimnis."
Der Alte betrachtete mich, und er tat mir leid.
„Sie haben kein Glück. Und nur Ihres Gewissens wegen." Ich versuchte zu lächeln.
Er nickte. Ja.
Ich reichte ihm die Hand, und wir verabschiedeten uns.
„Was werden Sie jetzt tun?"
Das Weiße Kaninchen begleitete mich schweigend. Dann sagte er: „Was ich tun werde? Das, was ich bisher getan habe. Warten. Warten auf einen Mann mit einer Frau, noch besser, mit Kindern. Die werden das Haus kaufen."
Ein Mann mit einer Frau, dachte ich.
„Viel Erfolg!"
„Auch Ihnen!"
Jetzt schien die Sonne ganz klar, und der Tau wird sich bald verflüchtigen. Als ich mich bereits von dem Tor entfernte, das sich in der Stille schloß, dachte ich, daß ich diesen Mann irgendwann einmal besuchen werde. Und daß es uns beiden angenehm sein wird. Vielleicht werden wir in der Gärtnerlaube sitzen, Wein trinken und rauchen.
Doch ich habe mein Vorhaben nie wahr gemacht. Niemals. Es verdampfte aus meinem Kopf zusammen mit dem Tau an diesem Morgen, und bald darauf hörte ich ganz auf, den Annoncenteil der Zeitung zu lesen. Ich fand ihn uninteressant. Nur manchmal träumte mir nachts, wie in der düsteren Leere leis und melodisch das Glöckchen klang.

Übersetzt von
Irene Brewing,
redaktionell gekürzt.

Es erleichtert die Korrespondenz, wenn man weiß,



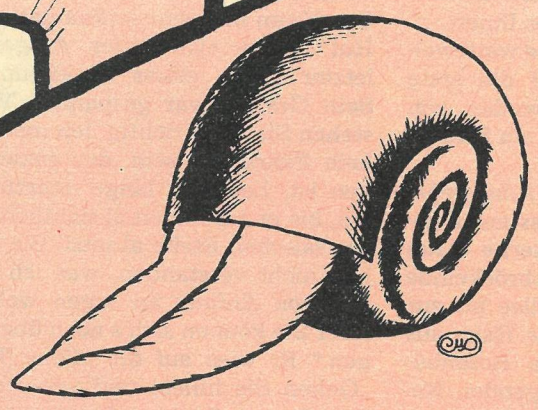
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Der Verrückte schreibt, und der Flegel antwortet nicht. Das nennt man Korrespondenz.

POST

Das Feminine
Die Post ist feminine
und deshalb immerdar
– wie manches holde Wesen –
meist unberechenbar!

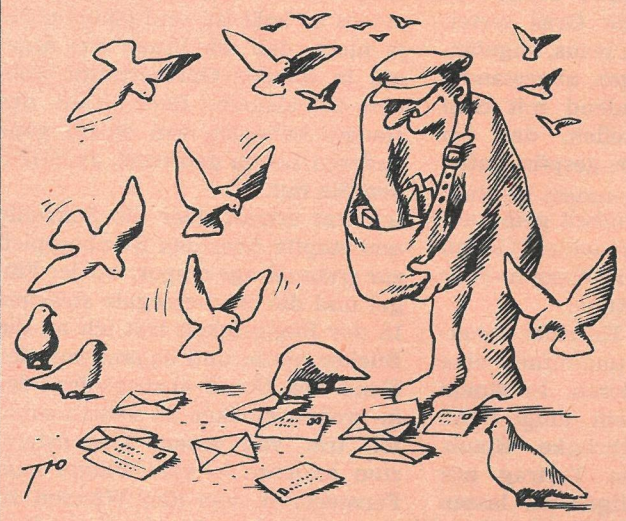
Gürek



Vollautomatischer Postwertzeichenbefeuchtungsschneck von Maistrenko

Garbe

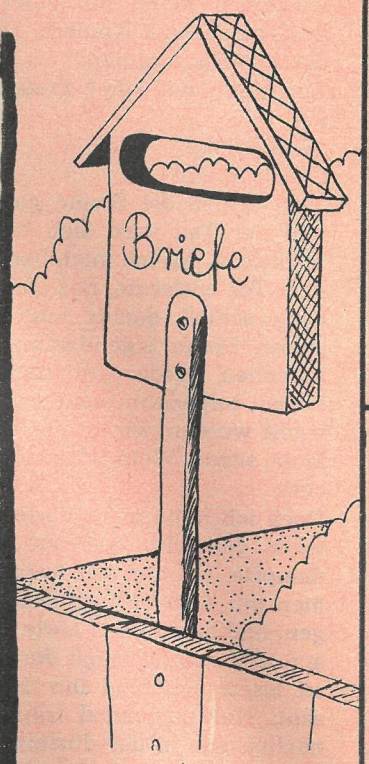
Steger



Tjunin, Moskau

Schneider

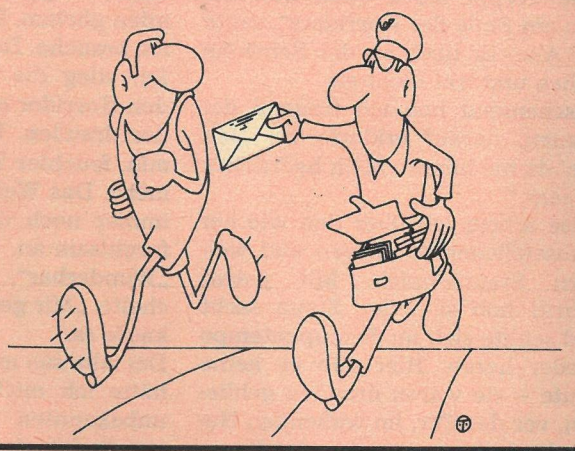
„Sicherlich der Luftpostzusteller!“



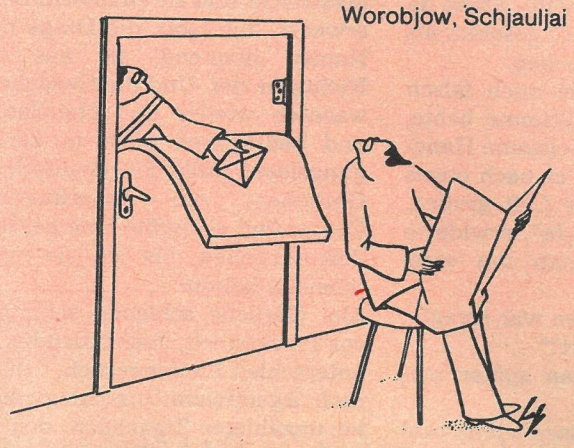
Steger

An einen Boten
Wenn du zu meinem Schätzel
kommst,
Sag: ich ließ sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mir's geht,
Sag: auf beiden Füßen.
Wenn sie fraget, ob ich krank,
Sag: ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag: ich käme morgen.

(Aus: „Des Knaben Wunderhorn“)



Fuglewicz, Wrocław



Worobjow, Schjauljai

Telefon
Ich grüße dich durchs Telefon,
Guten Morgen, du Gutes!
Ich sauge deiner Stimme Ton
In die Wurzeln meines Mutes.

Ich küsse dich durch den langen Draht.
Du Meinziges, du Liebes!
Was ich dir – nahe – je Böses tat,
Aus der Ferne bitt ich: Vergib es!

Bist du gesund? – Gut! – Was?? – Wieviel? –
Nimm's leicht. – Vertraue! – Und bleibe
Mir mein. – Wir müssen dies Wellenspiel
Abbrechen – Nein, „dir“ Dank! – Ich schreibe! –

Ringelnatz

Man lobt den andern lieber in Briefen als ins Gesicht. Jean Paul

Kuvert – Nachtgewand eines Liebesbriefes. Ambrose Bierce

Briefe scheinen das einzige

daß der Korrespondent eine schöne Frau hat. Lichtenberg

Einen Brief absenden heißt in Österreich einen Brief aufgeben. Karl Kraus

Die Übersetzer sind die Postpferde der Bildung. Alexander Puschkin

Die schönste Drucksache ist noch immer der Kuß.
M. Hinrich

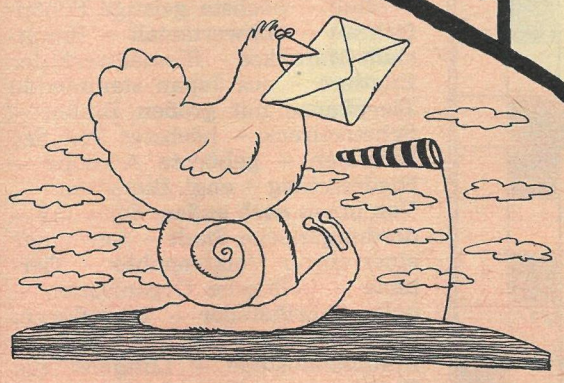
Bei den Briefen ist das Kriegen angenehmer als das Machen.

Lichtenberg

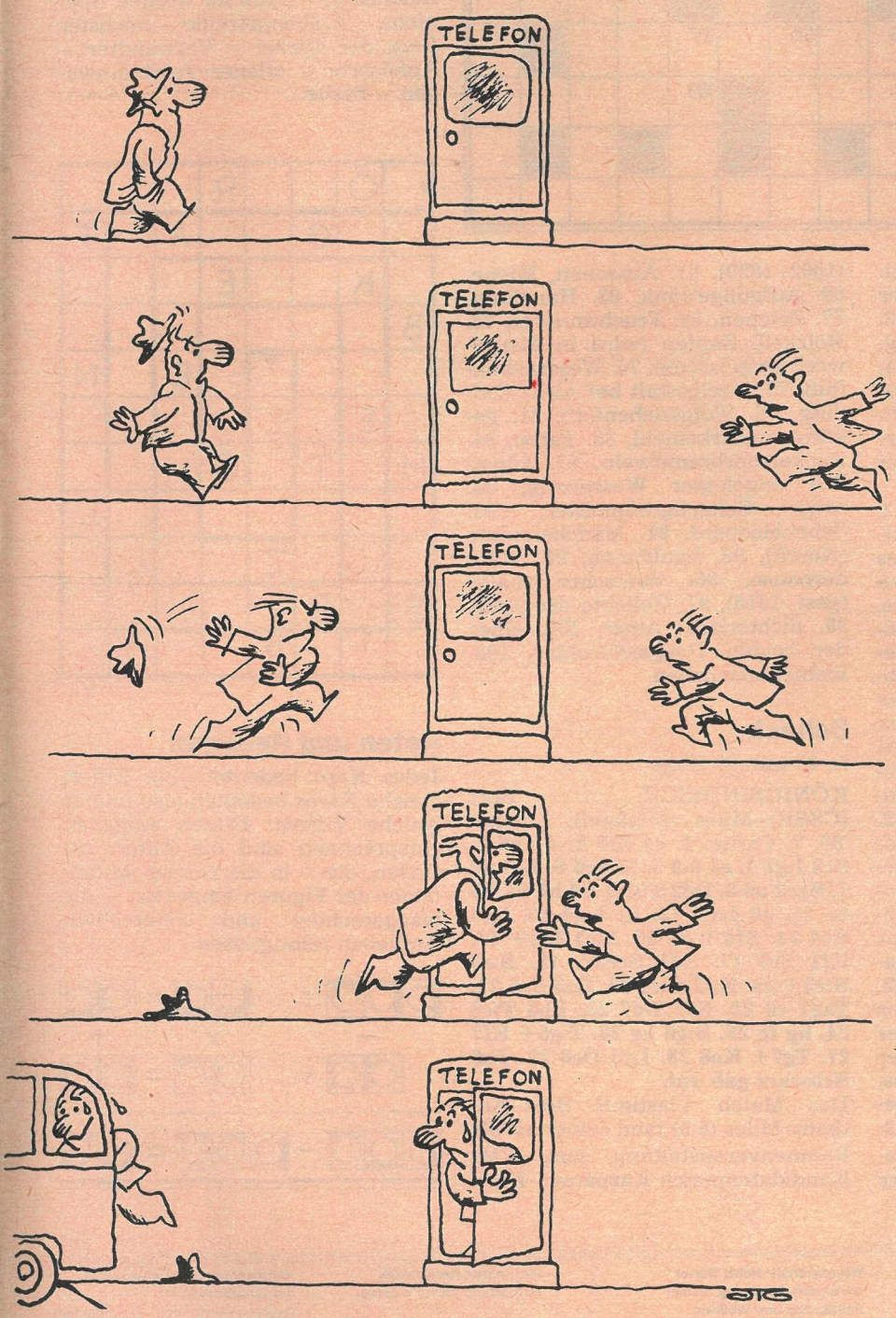
2 Wochenspruch

Briefe sind Stimmungskinder.

Morgenstern



Schneider



Tesler, Moskau

W. Treskow

„Ich höre!"

Schließlich war ich doch in Petrows Sprechstunde gelangt. Ich trat ins Zimmer und begrüßte ihn herzlich.

„Ich höre", sagte Petrow, wohlwollend lächelnd.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte Petrow und nahm den Hörer ab.

„Ich höre. Wer ist da? Ich erinnere mich. Ja, ja. Sehr interessant. Rufen Sie in einer Woche wieder an. Alles Gute..."

„Ich höre!" wandte er sich mir zu.

Ich hatte gerade den Mund geöffnet, als das Telefon wieder schrillte.

„Entschuldigung", sagte Petrow, die Stirn krausend, und nahm den Hörer ab. „Ich höre. Guten Tag... Warum vergessen? Wir ergreifen entsprechende Maßnahmen. Rufen Sie am Mittwoch wieder an. Alles Gute..."

„Ich höre..." Petrow sah mich interessiert an.

„Ich wollte mich schon lange an Sie wenden", setzte ich begeistert an, „konnte mich aber nicht entschließen, Sie zu belästigen...". Das Telefon schrillte.

„So geht das den ganzen Tag", beschwerte sich Petrow bei mir. „Mir platzt bald der Kopf von dem Getute."

Er hob den Hörer ab.

„Ich höre Sie. Guten Tag. Wieso einseitig? Wollen wir das erörtern!

Ich hab nichts dagegen..."

Die Diskussion dauerte so an die zwanzig Minuten.

Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, sah Petrow mich fragend an, als suche er sich an etwas zu erinnern.

„Wovon hatten wir doch gesprochen?"

Wieder öffnete ich den Mund, und wie durch Einwirkung eines Reflexes – der Wissenschaft noch einstweilen unbekannt – ließ das Telefon uns zusammenfahren.

„Eine Sekunde", sagte Petrow entschuldigend und nahm den Hörer ab. Ich stand auf und ging unbemerkt hinaus.

Im Vorzimmer drängten sich die Besucher.

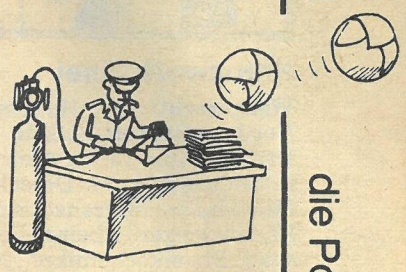
„Sie haben ja wirklich die Ruhe weg", überfiel mich die Sekretärin, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd. „Ein paar Minuten wollten Sie ihn sprechen, eine halbe Stunde haben Sie dort gesessen. Der Nächste bitte."

Ich verließ die Institution und rief Petrow aus der nächsten Telefonzelle an.

„Ich höre", vernahm ich die bekannte Stimme, die sich augenblicks bei irgend jemandem entschuldigte.

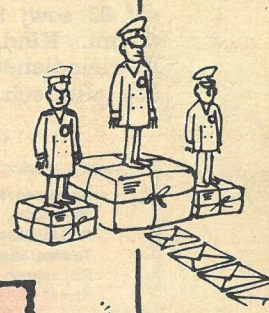
Endlich konnte ich mein Anliegen vortragen.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas.

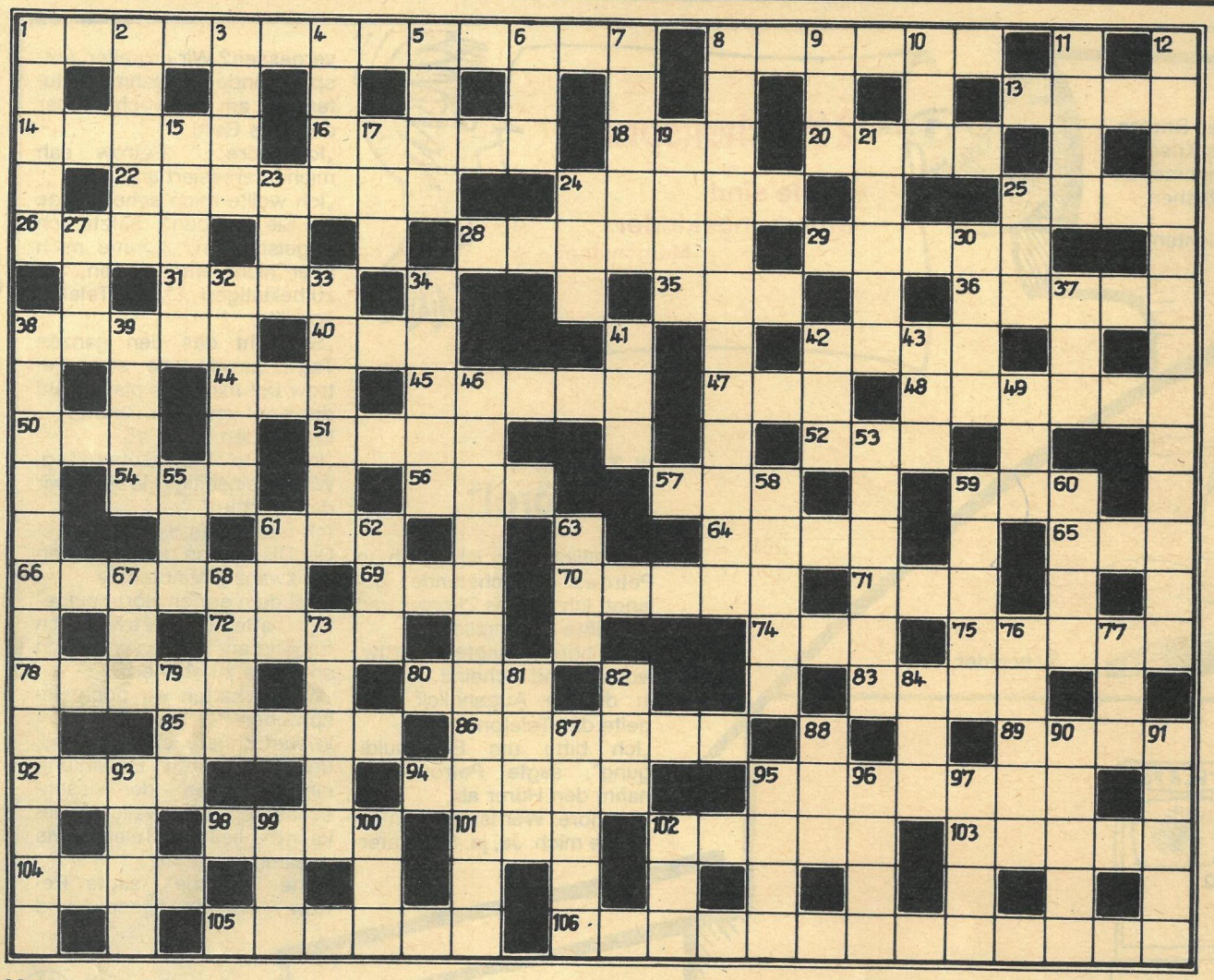


Unter uns gesagt,
einer
schönen
Frau
schreiben,
scheint mir
ebenso töricht,
als wenn ich mit
einer Straß-
burger Pastete in
Korrespondenz treten
wollte.
Jene schönen Augen, deren
Glanz unser Herz erfreut,
und jene Trüffelpastete,
deren Duft uns begeistert –
sie verlieren gar sehr in
der Ferne!

Heinrich Heine



Fach der Literatur zu sein, worin die Weiber, und nur die Weiber vortrefflich sind. Carl Gustav Jochmann



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt der Nordossetischen ASSR, 8. russ. Dreigespann, 13. im Altertum Land in Südarabien, 14. Dreschplatz, 16. Musikhalle, 18. französisch: Bogen, 20. schweizer. Rheinnebenfluß, 22. sowj. Physikochemiker, 24. kastenähnl. Behältnis, 25. ital. Maler des 16./17. Jh., 26. Verbindungsbolzen, 28. deutscher Musik-, besonders Bachforscher (gest. 1894), 29. zauberkundige Königstochter der griech. Mythologie, 31. Meeresalge, 35. Schwur, 36. Zeitspanne, die eingehalten werden muß, 38. russ. Maler (gest. 1911), 40. sowj. Fluß in Mittelasien, 42. deutscher Physiker (gest. 1960), 44. Dorfsiedlung sowj. Turkvölker, 45. DDR-Schauspielerin, 47. engl. Zahlwort, 48. Verkehrsweg unter der Erde, 50. poln. Halbinsel, 51. Fluß in Spanien, 52. Gartenbauausstellung in Erfurt, 54. engl. Biersorte, 56. metallhaltiges Mineral, 57. Erfüllungsstand, 59. Riesenschlange, 61. Baumteil, 64. ein Düngemittel, 65. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 66. sowj. Bildhauer, 69. Gefrorenes, 70. Monatsname, 71. afrikan. Strom, 72. Planet, 74. arktischer Tauchvogel, 75. Wurzelknolle mancher Orchideen, 78. ein chem. Element, 80. internationaler Hilferuf, 83. sowj. See in Mittelasien, 85. männl. Kind, 86. nordamerikan. Prärieindianer, 89. Milz (latein.), 92. altgriech. Philosophenschule, 94. Mandelkonfekt, 95. männl. Hase, 98. Baumbestand auf großer Fläche, 101. französisch: nein, 102. älteste latein. Bibelübersetzung, 103. Nachlaßempfänger (Mz.), 104. sowj. Halbinsel im NNW der UdSSR, 105. Ostseebad der DDR, 106. sowjetischer Staatsmann, Literatur- und Musikwissenschaftler (1875–1933).

Senkrecht: 1. Himmelsrichtung, 2. größter italien. Dichter, 3. Streitmacht, 4. Edelgas, 5. harzreiches Holz, 6. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 7. Grasland, 8. bedeut. russ. Komponist (gest. 1893), 9. Großmutter, 10. Nische vor Hochgebirgshängen, 11. Radteil, 12. Beobachtungsgerät der Radioastronomie, 15. Reingewicht, 17. Ton- bzw. Tonartbezeichnung, 19. Gerte, 21. Kampfplatz, 23. Hausflur, 24. Hinweis, Wink, 25. selten, 27. europ. Inselbewohner, 30. Kletterpflanze, 32. Angehöriger eines Volkes i. d. ASSR Dagestan, 33. sowj. Meisterpianist, 34. inneres Organ, 37. Donaunebenfluß, 38. ukrain. revolutionärer Dichter und Maler (1814–1861), 39. Gebirge in Bulgarien, 41. griech. Buchstabe, 42. Schiefer, Fels, 43. Skulptur des Naumburger Doms, 46. Titel einer Mussorgski-Oper (zweiteiliger Name), 49. griechisch: neu, 53. russ. Komponist (gest. 1857), 55. Lotterieanteilschein, 58. Amtstracht, 59. südamerikan. Leichtholz, 60. genialer norwegischer Mathematiker (1802–1829), 61. Aussehen, Miene, 62. Aufgußgetränk, 63. Handlung, 67. Zeichen, 68. Fruchtinneres, 73. Holzkeil, Zapfen (wird in Mauerwerk eingelassen), 76. Wesernebenfluß, 77. Titelgestalt bei Alex Wedding, 79. Wolganebenfluß, 81. gekörntes Stärkemehl, 82. Farbe, 84. Zuckerrohrbranntwein, 87. künstlich angelegter Wasserweg, 88. sowj. Schachgroßmeister, 90. Schneeleopard, 91. Mädchenname (Kosef.), 93. Laubbaum, 95. Wanderpause, 96. deutscher Maler (gest. 1916), 97. Geliebte des Zeus, 99. dichterisch: Adler, 100. eines der beiden Tongeschlechter, 102. Elementarteilchen.

Schach

In 90 min 30 Züge

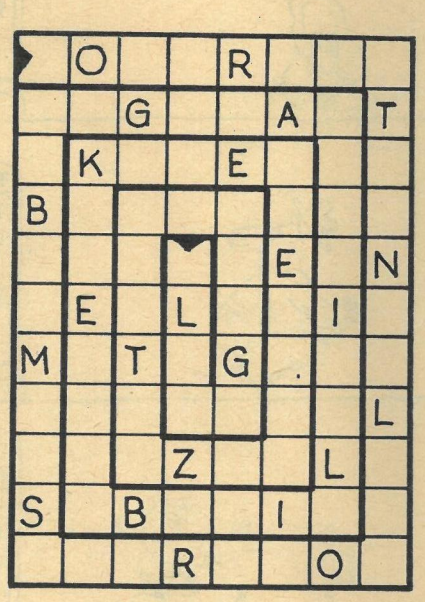
KÖNIGSINDISCH, Hort (ČSSR)–Miles (England), London '83, 7. Partie: **1. c4 Sf6 2. d4 g6 3. Sc3 Lg7 4. e4 0-0 5. f3 Sc6 6. Le3 d6 7. Sge2 a6 8. Dd2 Tb8 9. h4 b5 10. h5 bc 11. g4 L:g4 12. fg S:g4 13. Lg5 Sb4 14. Sf4 L:d4 15. L:c4 Lf2+ 16. Kf1 Sc2 17. Sd1 Sce3+ 18. S:e3 S:e3+ 19. K:f2 S:c4 20. Dc3 Se5 21. Tag1 c6 22. Kf1 Dd7 23. Lh6 Tfc8 24. hg fg 25. S:g6 hg 26. T:g6+ Kf7 27. Tg7+ Ke8 28. Lg5 De6 29. Th6 Schwarz gab auf.**

Das Match Vlastimil Hort–Anthony Miles (5:5) fand seinerzeit als Rahmenveranstaltung zum WM-Kandidatenmatch Kasparow–Kortschnoi (7,5:4,5) statt. Sonderbedingung: 30 Züge in 90 Minuten.

Wörterband

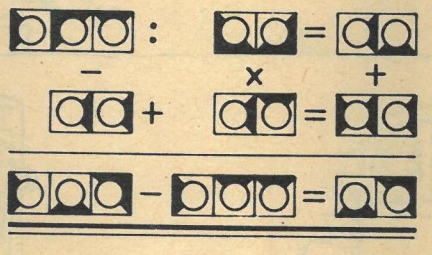
Von außen nach innen: Stierkämpfer – Angehöriger eines Volkes im Westen der UdSSR – Wartanebenfluß – Mündungsarm des Rheins – Jurist – armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964) – Liebesgott – schriftliche Unterlage – Donaunebenfluß – höchste geistige Schöpferkraft – Schwermetall – Hauptstadt Marokkos – Riemenwerk der Zugtiere – aus Japan stammende Zierpflanze mit großen Blüten – Schaukelreck – höchster Teil der Karpaten – gehörnte Antilope – Niederschlag – engl. Biersorte.

Von innen nach außen: Schwung – nordungarische Stadt – Bewohner einer europ. Volksrepublik – Tierpfote – politische Organisation – poln. Schriftsteller – Zierpflanze, Hahnenfußgewächs – militär. Kommandostelle – Luftgeist aus Shakespeares „Sturm" – Körperteil (Mz.) – einkeimblättrige Pflanze – Stacheltier – Fluß im Norden Spaniens – Kolbengetreide – höchster Berg der Türkei – Verwandter – Apfelsorte – offener Feldbahnwagen – Farbe.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

S	I	R	■	A	U	L	■	O	S	T	■	M	O	B
P	R	E	I	S	■	O	H	M	■	A	N	A	P	A
H	A	N	■	K	U	R	■	E	R	R	■	R	E	S
I	K	O	N	E	■	E	R	G	■	T	A	T	R	A
N	■	I	A	S	O	N	■	A	R	A	■	H	■	L
X	E	R	X	E	S	■	K	■	I	M	F	A	N	T
■	I	■	O	■	T	I	O	R	O	■	E	■	O	■
O	D	E	S	S	A	■	L	■	G	R	E	E	N	E
S	■	A	■	A	N	D	O	R	R	A	■	D	■	N
S	T	R	U	N	K	■	N	■	A	T	H	E	N	E
■	A	■	L	■	■	I	O	N	E	■	E	■	I	■
G	U	R	K	E	N	■	E	■	D	E	C	K	E	L
R	■	O	■	L	O	G	■	W	E	H	E	■	E	A
A	R	L	E	S	■	A	G	A	■	S	T	R	O	H
B	E	L	■	T	A	T	■	G	A	L	■	A	B	O
E	B	E	N	G	■	T	E	E	■	E	L	L	E	R
N	E	R	■	R	E	E	■	N	O	R	■	A	R	E

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. schwed. Name für die finn. Stadt Turku, 2. amerikan. Riesenkröte, 3. sowjet. Schwarzmeer-Kurort, 4. Staat in den Pyrenäen, 5. Papageienart, 6. französ. Stadt am Beginn des Rhônedeltas, 7. strenge Enthaltsamkeit, 8. griech. Göttin, 9. Dorfsiedlung sowj. Turkvölker, 10. schweizer. Flächenmaß, 11. Vulkangestein, 12. ein Dämpfungsmaß, 13. Topfverschluß, 14. englisch: Ohr, 15. Flachland, 16. Titelgestalt bei Alex Wedding, 17. Schwur, 18. Komponist der Nationalhymne der DDR, 19. svw. Erle, 20. Rabenvogel, 21. Fluß im südl. Peru, 22. gesetzl. Einheit der Arbeit und Energie, 23. Berg in Graubünden/Schweiz, 24. Märchenwesen, 25. Maß der Beschleunigung, 26. svw. Ehemann, 27. lange Grube, 28. engl. Schriftsteller („Der stille Amerikaner"), 29. walzenförmige Früchte eines Kürbisgewächses, 30. Herberge in der Türkei, 31. Süßwasserraubfisch, 32. griech. Sagenheld, der das „Goldene Vlies" raubte, 33. Tafelgemälde, 34. Titel spanischer Prinzen, 35. Elementarteilchen (Mz.), 36. Staat in Vorderasien, 37. Staat im SW der Indischen Union, 38. eine Marschordnung, 39. Heilverfahren, 40. Hauptstadt Pakistans, 41. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 42. offene Feldbahnwagen, 43. Oper von Flotow, 44. Fransenbesen, 45. größte Insel der griech. Kykladen, 46. Wartanebenfluß, 47. strikte Verneinung, 48. französisch: nein, 49. geolog. Stufe des Trias (Erdmittelalter), 50. sowj. Schwarzmeer-Hafenstadt, 51. deutsche Spielkarte, 52. Maßeinheit des elektr. Widerstandes, 53. griech. Buchstabe, 54. Windrichtung, 55. Stadtteil Moskaus (mit Fernsehturm), 56. musikal. Bühnenwerk, 57. niederländ. Stadt westl. von Nijmegen, 58. helfender Hinweis, 59. französ. Maler (1841–1919), 60. Name mehrerer südamerikan. Flüsse, 61. lateinisch: Sache, Ding, 62. Kinderfahrzeug, 63. Weinstock, 64. Wendekommando, 65. in Geld ausgedrückter Wert einer Ware, 66. Wislanebenfluß, 67. engl. Anrede, 68. Fabelwesen mit Löwenleib und Menschenkopf, 69. Wurzelstock von Kohlköpfen, 70. die Halme von ausgedroschenem Getreide, 71. Handlung, 72. höchster Teil der Karpaten, 73. Belag für die Laufbahnen in Sportstadien, 74. Meeresbucht im S der indones. Insel Sulawesi, 75. Niederschlag, 76. Aufgußgetränk, 77. derber Spaß, 78. Gefährt, 79. Raubvogel, 80. altpersischer König (gest. 465 v. u. Z.), Titel einer Oper von G. F. Händel.

Um die Ecke gedacht

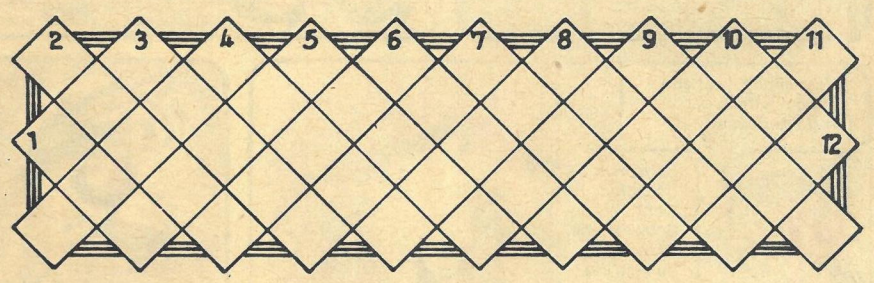
Gesucht wird ein „Regendach für Fernsehgeräte".

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Beize – Natron – Harfe – Scheck – Narde – Regel – Spott – Pflüge – Sonde
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen einer Inselkette im nordöstlichen Indik.

Geschütteltes

Aus INN und OLIVE, das wird schnell sich zeigen,
werden – geschüttelt – mehrere Geigen!



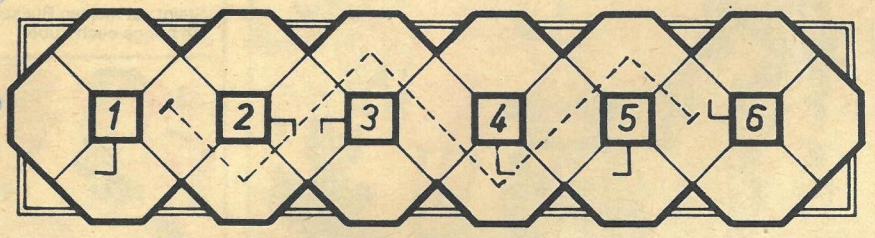
Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Judo-Meistergrad, 2. Fußpunkt des Himmels, 3. Stadt in der Schweiz, 4. Fischeier, 5. Gipfel der Berner Alpen, 6. Witterungserscheinung, 7. Verwaltungskörperschaft, 8. eine Hülsenfrucht, 9. größter italien. Dichter, 10. Volksstamm in Liberia.
Von der Zahl nach links unten: 3. Kurort, 4. Funkmeßverfahren, 5. roter Farbstoff, 6. westafrikan. Strom, 7. Teil mancher Schiffe, 8. Bewegungsform der Materie, 9. Festessen (französ.), 10. künstl. Wasserweg, 11. Männername, 12. Mutter der Burgunderkönige.

Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der jeweils angegebenen Richtung:

1. Warenerwerb, 2. umgangssprachlich svw. langweilige kleine Ortschaft, 3. Malaiendolch, 4. weibl. Gestalt aus der Oper „La Bohéme, 5. Hast, 6. Schluß.
Die Buchstaben in den gestrickhelten Feldern (von links nach rechts) ergeben die Bezeichnung für die vorlagengetreue Nachbildung einer Urschrift.



Auflösungen aus Heft 20/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Boa(19), Taketa(70), Suppe(68), Lago(46), Ami(7), Tor(74), Ibis(33), Panama(56), Orne(54), anti(10), Rum(60), Ilias(35), Elis(27), Eder(25), Seim(62), ATA(13), Uwat(76), Lina(47), Huete(32), Amerigo(11), Ise(37), Kos(45), Stubben(65), Tasso(72), Usus(75), Edel(29), Alt(3), Meer(48), Bela(17), Aloe(6), Itala(39), Jod(41), Kris(43), Nike(50), Metall(49), Skye(63), Wal(77), Ran(58), Elea(31), Saale(61), Tanger(69), Roi(59).
Senkrecht: Duo(22), Bein(16), Ali(2), Topase(71), Kantemir(44), Email(30), Tim(73), Storm(67), Prometheus(57), Asti(12), Beirut(18), AN(9), Aus(14), Astarte(15), Imago(40), Dau(21), Ileus(36), Weinert(78), Nikolajewa(51), Eis(23), Erbse(26), Ost(55), Stuhl(64), Bumerang(20), Albany(1), Sal(66), Eisler(24), Odile(52), Arm(8), Oktan(53), Alse(4), IL(38), Iesi(34), Era(28), Kar(42), Ale(5).

Raten und Rechnen:

3168	:	88	=	36
–		×		+
320	+	28	=	348
2848	–	2464	=	384

Füllrätsel: 1. Panne, 2. Spann, 3. Tapet, 4. Rappe, 5. Tramp. – Nappa.
Buchstabentausch: Isel, Oker, Folter, Gras, Spat, Siele, Gold, Anker. – Skorpion.
Umstellrätsel: Koran, Oran, Karte, Otto, Sorte, Riege, Äther, Uta, Blase, Enten, Rain. – Kokosräuber.
Rätselpyramide: 1. Re, 2. Ree, 3. Eire, 4. Leier, 5. Keiler, 6. Kleiber.

Auflösung des Quiz 9 aus Heft 18/1985

Waagerecht: 1. Ostrowski, 8. Mal, 11. Age, 12. Ira, 13. Rache, 14. Gose, 15. Onda, 17. Lago, 20. Nimes, 23. Mandola, 25. Montand, 27. Alpen, 28. Taljen, 29. Lili, 30. Tee, 31. Kurator, 33. Ili, 34. Emu, 36. Lenore, 40. Rur, 42. the, 44. Erkel, 45. Buna, 47. Eid, 49. Sense, 51. Rada, 53. Janošik, 55. Simon, 57. Triole, 59. Genie, 60. Makarow, 63. Saal, 64. Saliw, 65. Cat, 67. Aran, 68. Pjotr, 69. Mut, 71. Mor, 72. Tuapse, 74. ATA, 76. Ede, 77. Pomaden, 81. TAN, 83. Cher, 86. Arnika, 87. Wrack, 89. Fenchel, 90. Senator, 92. Satyr, 93. Slak, 95. Wawa, 96. Orel, 99. Raub, 100. Amore, 101. ABI, 103. Dränage, 104. Heu, 105. Leningrad, 106. Eton.
Senkrecht: 1. Ogonjok, 2. Sender, 3. Rial, 4. Or, 5. Wal, 6. Ironie, 7. Schatura, 8. Mendelejew, 9. Bosporus, :0. Leine, 14. Gel, 16. Don, 18. Ami, 19. Gol, 21. Mann, 22. Bek, 23. Maar, 24. Alt, 26. Ne, 28. Trud, 29. Litera, 32. Uri, 35. Medea, 37. Elan, 38. Oboe, 39. Eni, 41. Sen, 43. Ero, 46. Akut, 47. Emma, 48. Mir, 49. Sowjetfrau, 50. Start, 52. Alster, 54. Nis, 55. Sana, 56. Mops, 58. Ilm, 59. Gis, 61. Art, 62. Kaukasus, 63. Stanniol, 65. Coda, 66. Are, 70. Gontard, 71. Makrone, 73. Pakt, 75. Achsel, 77. Prawda, 78. Mio, 79. Nullen, 80. Aware, 82. AE, 84. Hel, 85. Ela, 86. Ana, 88. Cab, 91. ewig, 94. Kai, 97. Rat, 98. Ego, 102. BN. – **Lösungswörter:** Sputnik – Mischa.

Es gewannen:

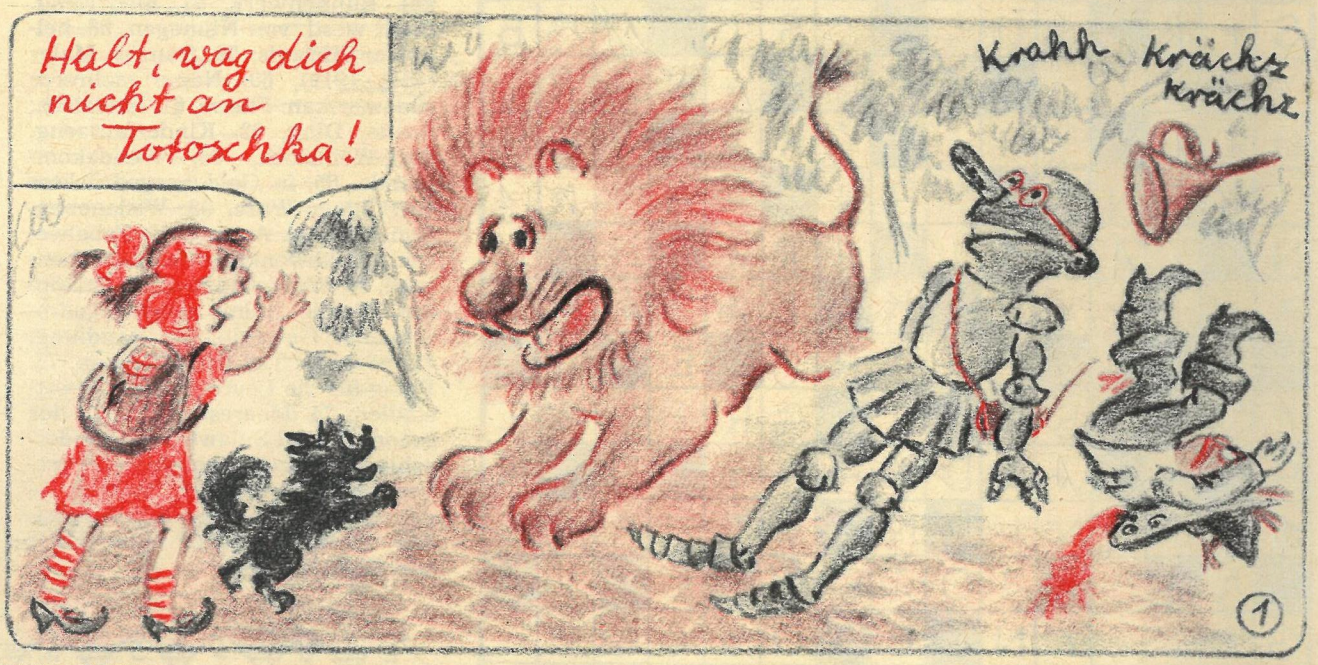
1. Preis:	100,– Mark	Ursula Hirsch 8250 Meißen
2. Preis:	75,– M	K. Hillebrand 9400 Aue/Sa.
3. Preis:	50,– M	Lothar Burzlaff 7980 Finsterwalde/NL
4. Preis:	25,– M	Ruth Schellhaas 7500 Cottbus

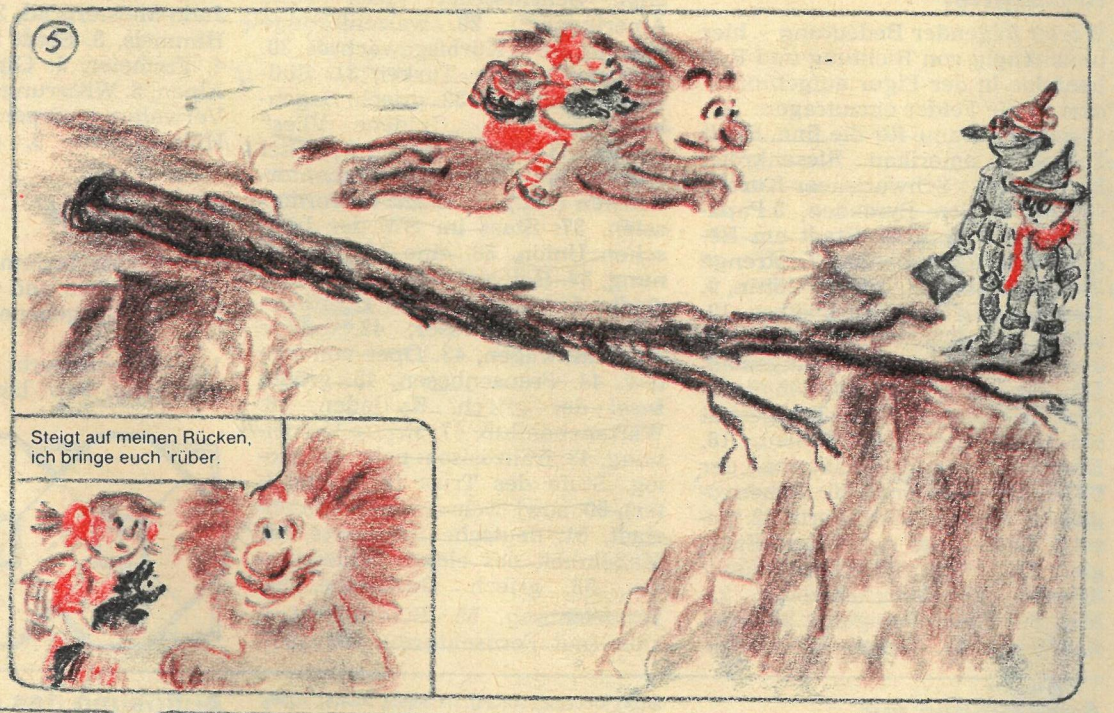
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

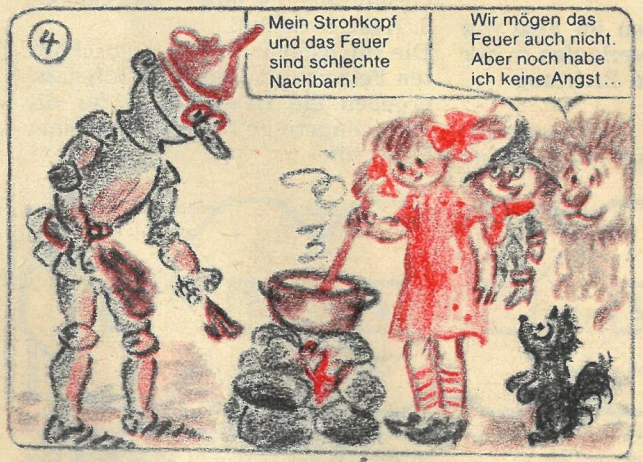
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

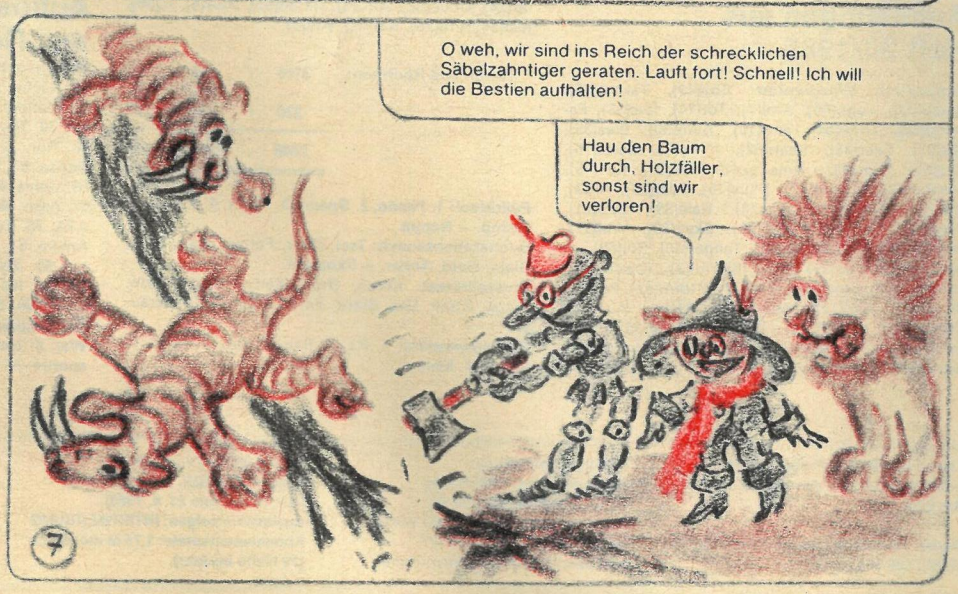
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.

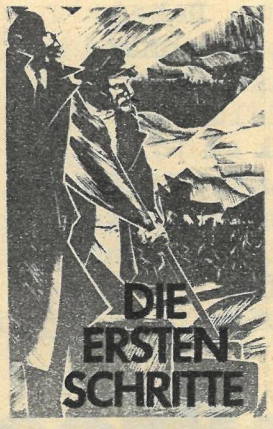








Aus dem Literaturangebot des Dietz Verlages Berlin



Erinnerungen an Lenins Wirken beim sozialistischen Aufbau

Aus dem Russischen
328 Seiten · Zahlreiche Abbildungen · Leinen · 7,80 M
Bestellnummer: 736 153 2

Leicht war es nicht für die junge Sowjetmacht, die ersten Schritte ins Neuland Sozialismus zu gehen. Wie dieser Weg von der Oktoberrevolution 1917 bis etwa zur Gründung der UdSSR 1922 zurückgelegt wurde, welche Hindernisse überwunden werden mußten, beschreiben die Aufzeichnungen von Kampfgefährten und Zeitgenossen Lenins. Der Leser findet interessante Einzelheiten und eindrucksvolle Schilderungen, wie sie nur aus eigenem Erleben und Mitgestalten vermittelt werden können.

Aus dem Russischen
188 Seiten · Zahlreiche Abbildungen · Leinen · 6,80 M
Bestellnummer: 737 221 5

Die bekannte Losung, die Lenin 1918 ausgab, als die deutschen Imperialisten die junge Sowjetmacht bedrohten, gab diesem Band den Titel. 14 Erinnerungsberichte geben dem Leser eine Vorstellung von der Atmosphäre in der Umgebung Lenins in den Jahren vom Roten Oktober bis Frühjahr 1921. Sie machen Lenins Wirken im Hinblick auf militärische Entscheidungen sichtbar, zeigen die unerläßliche Notwendigkeit, neue revolutionäre Streitkräfte zu schaffen und die Militärwissenschaft weiter zu entwickeln. Die lebendige Darstellung dieser persönlichen Erlebnisse werden gewiß auch viele jugendliche Leser nach diesem Buch greifen lassen.

Aufzeichnungen eines Erdölarbeiters

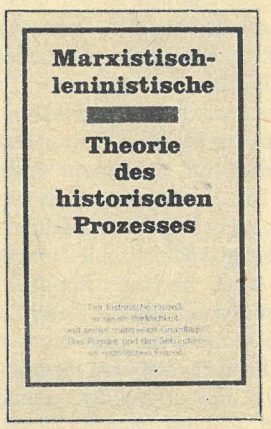
Aus dem Russischen
439 Seiten · 2 Karten
Leinen · 13,50 M
Bestellnummer: 738 101 5

Für Nikolai Baibakow, langjähriger Vorsitzender des Staatlichen Plankomitees und Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR, ist das Erdöl von Jugend an bis heute „Sache des Lebens". Seine Aufzeichnungen über die Entwicklung der sowjetischen Erdölindustrie von den Anfängen bis heute bieten nicht Produktionsziffern und technische Details, sondern geben vor allem Aufschluß über die Menschen, denen der Industriezweig seinen Weltruf verdankt. Viele persönliche Erlebnisse und teils dramatische Episoden machen den Bericht lebendig und anschaulich.

Aufzeichnungen eines Bolschewiks

Aus dem Russischen
287 Seiten · 36 Abbildungen
Leinen · 9,80 M
Bestellnummer: 737 888 7

Wir lesen einen fesselnden Bericht über Pjatnizkis revolutionäre Betätigung im zaristischen Rußland, seine abenteuerliche Flucht aus dem Kiewer Gefängnis 1902, vom illegalen Transport der „Iskra"-Literatur von Berlin nach Rußland, über die Revolutionskämpfe in Odessa 1905, über eine Geheimdruckerei in Moskau ... Das Buch des Genossen Pjatnizki, der seit 1921 zu den Führern der Kommunistischen Internationale gehörte, war und ist auch heute noch eine Quelle reicher Erfahrungen für den revolutionären Kampf.



Hrsg.: Akademie der Wissenschaften der UdSSR
Aus dem Russischen
481 Seiten · Leinen · 21,50 M
Bestellnummer: 738 053 0

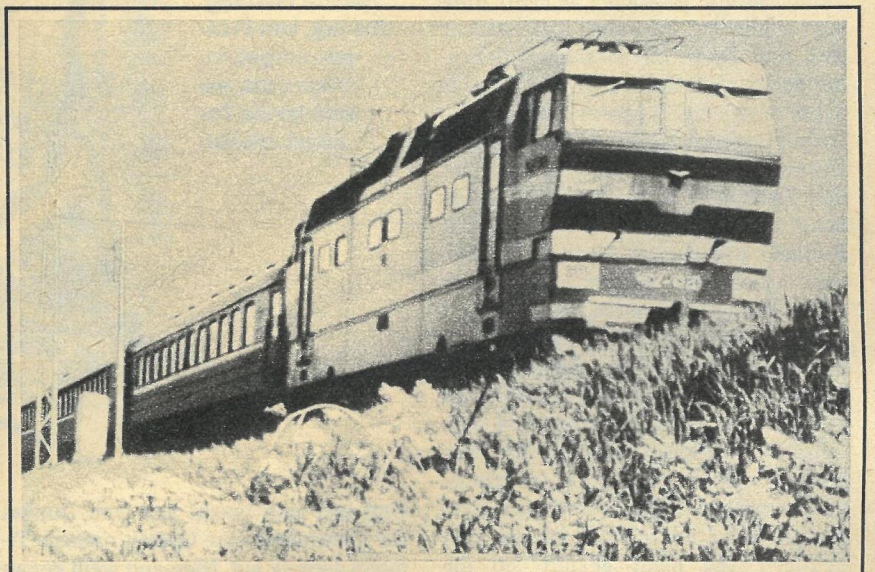
Das Buch bietet einen Überblick über neue Erkenntnisse sowjetischer Philosophen zu allen wesentlichen Fragen des historischen Materialismus. Im Aufbau und in vielen Detailfragen unterscheidet es sich von ähnlichen sowjetischen und DDR-Veröffentlichungen. Die Autoren verallgemeinerten das Ergebnis zahlreicher Diskussionen der letzten Jahre und faßten die auf verschiedenen Teilgebieten des historischen Materialismus gewonnenen Einsichten zusammen. Die hier vorgetragene Konzeption wird sicher die schöpferische philosophische Diskussion fördern.

Bestellungen sind bitte an den örtlichen Volksbuchhandel zu richten

LOTTO
über Ihr Spargirokonto
Ihr Vorteil.
Abbuchungsauftrage in allen Lotto-Toto-Annahmestellen, bei allen Geld- und Kreditinstituten und bei der Deutschen Post

Jede Woche
Tele Lotto
2x
Sonntag- und Mittwoch-Ziehung mit mehrfachen Gewinnchancen -
zusätzlich Autos und Auslandsreisen
dabeisein!

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE



Sowjetische Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Informationen wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

SŽD

IM LESERAUFTRAG

Ich interessiere mich für die Geschichte Sibiriens. Dabei stellte ich kürzlich anhand von Meyers Neuem Lexikon fest, daß der „sibirische Kolumbus" Timofejewitsch Jermak am 16. August 1585, also vor genau 400 Jahren, gestorben ist. Demnach hätten wir also einen wichtigen Gedenktag regelrecht verpaßt...

Ute Schmidt, Leipzig

Verpaßtes Jubiläum?

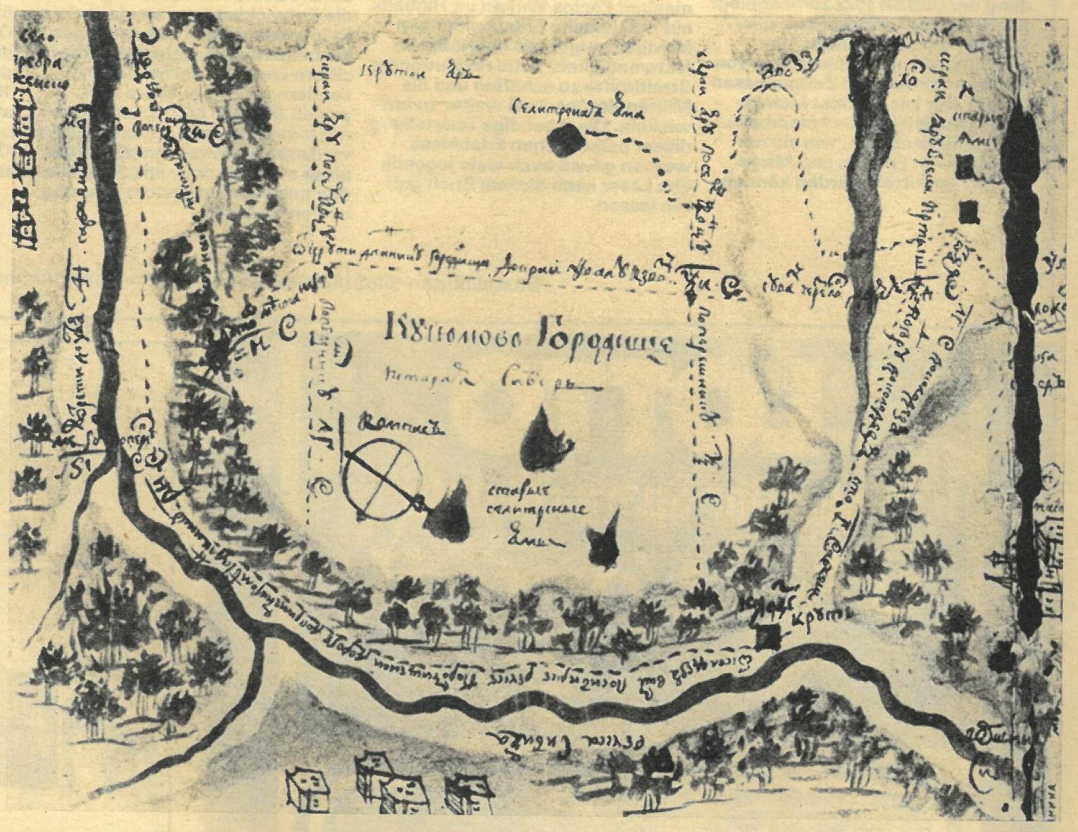
Es ist nicht ganz einfach, darauf exakt zu antworten. Jedenfalls nicht durch die Angabe eines „verbindlichen Datums". In der Tat nämlich ist der Geschichtswissenschaft über den Kosakenataman Jermak so wenig bekannt, daß sich weder sein Geburts- noch sein Todestag dokumentarisch belegen lassen. Ebenfalls im Dunkel der Jahrhunderte liegt seine Herkunft, unbekannt sind die genauen Umstände und der Ort seines Todes. Ja, nicht einmal über seinen Vornamen, der gewöhnlich mit Timofej angegeben wird, herrscht Einigkeit. Dennoch ist Jermak für die Geschichte des Landes hinter dem Ural eine wichtige Persönlichkeit. Mit ihm beginnt praktisch die Eroberung des „schlafenden Landes", wie die deutsche Übersetzung des Namens „Sibir" lautet.

Mitte des 16. Jahrhunderts war Sibirien für die Russen längst kein weißer Fleck mehr. Abenteurer, Jäger und Kaufleute hatten diesen „Kontinent" seit dem 11. Jahrhundert immer wieder durchzogen. Sie brachten nicht nur die üblichen Handelswaren mit, nicht nur Zobel- und Bärenfelle, sondern auch sagenumwobene Geschichten aus dem „Reich der Kälte". Geschichten von wilden Eingeborenen, von unermeßlichen Schätzen und tödlicher Einöde. Der schlafende Riese „Sibir" bewegte die Phantasie der oberen Zehntausend des russischen Zarenreiches.

Auch die des Großfürsten von Moskau. Seine sibirischen Phantasien allerdings hatten einen handfesten, realistischen Hintergrund. Iwan IV. Wassiljewitsch, ein energischer Mann, wollte den „Kühlschrank Sibirien" seinem Rußland angliedern. Im Jahre 1547 hatte er sich zum Zaren und absoluten Selbstherrscher aller Reußen erklärt, die bis dahin bestehende Vorherrschaft der Bojaren in seinem Reich mit Strenge und Grausamkeit gebrochen. Das trug ihm den Beinamen „Grosny", „der Schreckliche" ein. Unter seiner Herrschaft griff Rußland mit starker Hand nach Sibirien. Genauer gesagt: Iwan der Schreckliche ließ greifen.

Dazu bediente er sich einer Großkaufmanns- und Unternehmerfamilie, deren Name bis heute berühmt ist. Allerdings weniger der kaufmännischen und militärischen Verdienste wegen. Mit dem Namen verbindet sich eine internationale russische Delikatesse: das „Beef Stroganoff". Und ist auch bis auf den heutigen Tag nicht geklärt, ob die Stroganows die wahren Erfinder dieser lukullischen Köstlichkeit sind, so ist eines klar: Die Kaufmannsfamilie hatte große Verdienste bei der Verwirklichung der Sibirienpläne des russischen Herrschers. 1574 wurden die Stroganows vom Zaren ermächtigt, jenseits des Urals russische Garnisonen einzurichten und „Wachleute mit Feuerwaffen" zu stationieren. Sie siedelten mit ihren Leuten an der Kama, der Sylwa und Tschussowaja, bauten neue Städte und Festungen, begannen Salzsiedereien einzurichten, schürften nach Erzen und brachten einen schwungvollen Pelzhandel in Gang. Nebenbei bereiteten sie mit Umsicht und Tüchtigkeit die Eroberung Sibiriens vor. An Geld zur Ausrüstung eines Heeres mangelte es den Stroganows nicht. Aber an Menschen.

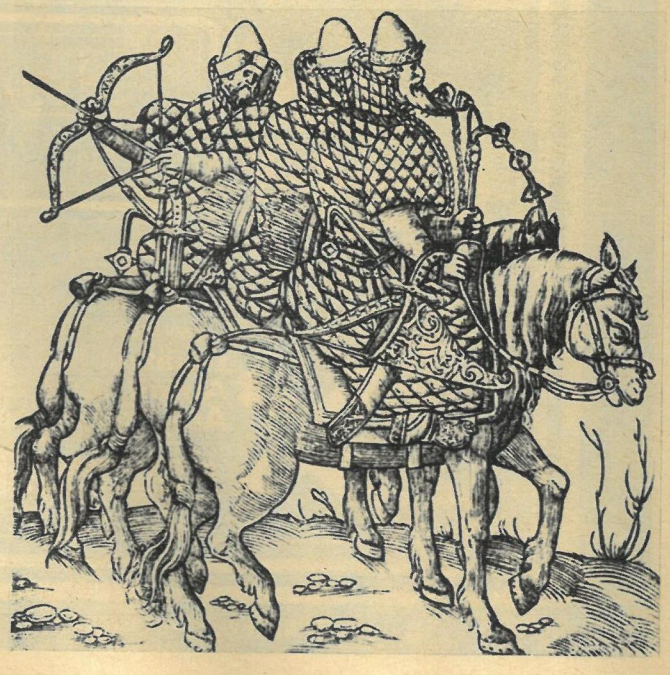
Kutschums Tataren nach einem zeitgenössischen Stich (oben). Isker, die Hauptstadt des Tatarenreiches, der Plan zeigt die Stadt im 17. Jahrhundert, war eine schwer einzunehmende Festung. Sie lag, von Flüssen umgeben, etwa dort, wo sich heute Tobolsk erhebt.

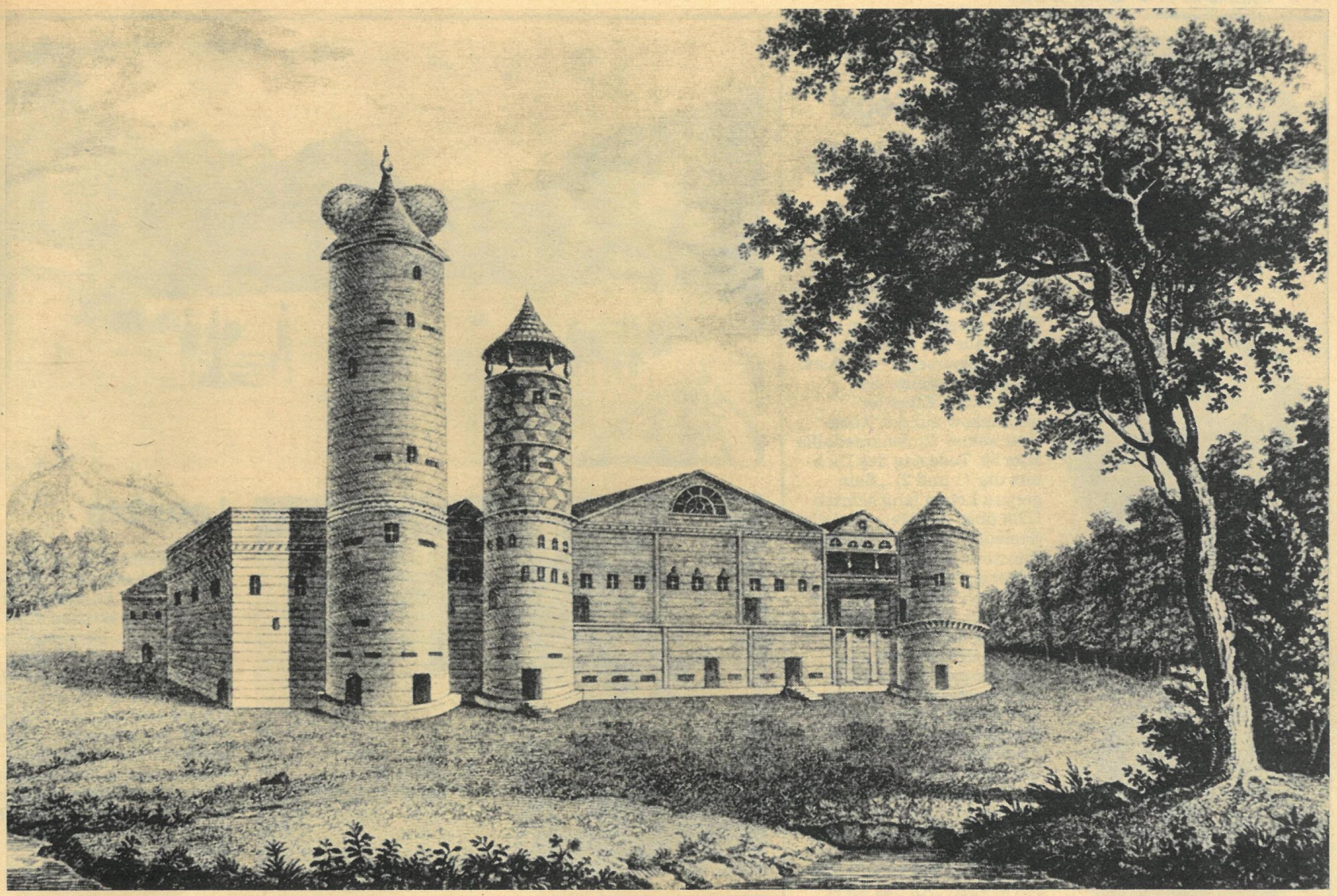


Und hier nun taucht aus dem Dunkel der Geschichte eine Gestalt namens Timofej Jermak auf. Niemand weiß genau zu sagen, wie dieser Donkosak in die Dienste der Stroganows kam. „Donkosaken waren für ihre Kühnheit und Verwegenheit berühmt", so schreibt der sowjetische Publizist und Sibirienforscher Leonid Schinkarjow. Und er fährt fort: „Am Unterlauf der Wolga plünderten sie Kaufleute und gelegentlich auch die Staatskasse aus. Einige Atamane, wie Iwan Kolzo, waren zum Tode am Galgen verurteilt worden, sie hatten nichts mehr zu verlieren, und daher kannte ihr Draufgängertum keine Grenzen. Die Atamane ließen sich nicht lange bitten und kamen mit einer Kampfschar von 540 Kosaken in die Besitzungen der Stroganows. Als Anführer erkannten sie Jermak und als dessen Stellvertreter Iwan Kolzo an."

Die Stroganows sparten nicht mit Geld,

Moskauer Schützen im 16. Jahrhundert. Zar Iwan der Schreckliche reorganisierte das Heerwesen. Berühmt geworden sind seine mit Feuerwaffen ausgerüsteten Strelitzenregimenter.





Das Holzhaus der Stroganows aus dem Jahre 1565. Das „Privatreich" der Stroganows im Permer Land und in Sibirien erstreckte sich bis weit hinter die Kama und umfaßte zirka 2,2 Millionen Hektar.

Text: Karl-Georg Eickenjäger
Reproduktionen: Archiv

um Jermaks „sibirische Expedition" aufs beste auszurüsten. 20 000 Rubel investierten sie. Jeder Kosak erhielt drei Pfund Pulver und Blei, sieben Pud Roggenmehl, Zwieback, Buchweizen, gerösteten Hafer und Salz. Im Juni 1579 brach Jermak mit einer Streitmacht von 800 Mann auf, um das Reich des Tatarenchans Kutschum zu zerstören, dessen Hauptstadt Isker zu erobern.

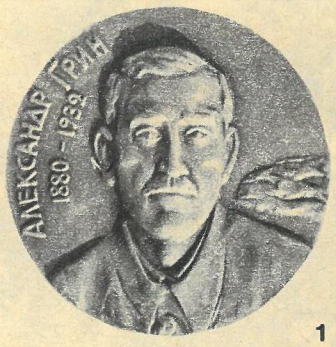
Mit eiserner Hand führte Jermak seine Kosaken. Nach Aussagen von Chronisten wurden sie bei Befehlsverweigerung ausgepeitscht, für Verbrechen ließ er sie in einen Sack, gefüllt mit Sand, stopfen und ins Wasser werfen. Aber Jermak tat auch etwas für das „kulturelle Wohlergehen" seiner Truppe: Hornisten, Paukenschläger und Trommler hatten die Kosakenschar in Stimmung zu halten.

Im Oktober 1582 traf Jermak auf die Heerscharen des Tatarenfürsten Kutschum. In einer dreitägigen Schlacht schlug er die Gegner vernichtend. Doch damit war der Kampf nicht zu Ende. Kutschum versammelte erneut starke Kräfte. „Und es tobte die Schlacht den ganzen Tag, nicht wenige Tataren wurden von den Russen erschlagen – und es staunten die Tataren über die Kraft der russischen Menschen, denn nicht einen von ihnen konnten sie töten; bündelweise staken die glühenden Pfeile in ihnen, allein die Kosaken standen unversehrt, und darüber staunten die Tataren am meisten."

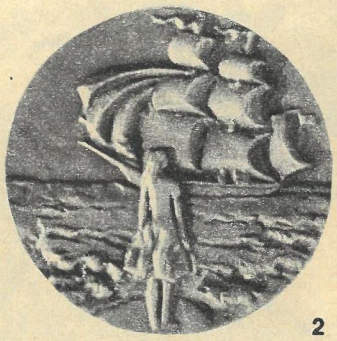
So glorifiziert ist Jermaks Kampf gegen Kutschum in einer russischen Volkssage beschrieben. Die Wirklichkeit aber sah anders aus. Jermak hatte zwar die Schlacht gewonnen, gesiegt aber hatte er keineswegs. Gleichwohl schickte er fünfzig Kosaken nach Moskau, um Iwan den Schrecklichen zu bitten, er möge Sibirien „unter seine hohe Zarenhand" nehmen.

Die Hand war groß genug. Gnädig veranstaltete der Zar den Kosaken zu Ehren ein Gelage und übersandte Jermak einen kostbaren Pelz „von des Zaren Schulter" sowie zwei geschmiedete Rüstungen. Doch die Freude währte nicht lange: Jermaks Abteilungen erwiesen sich auf die Dauer als nicht stark genug, das eroberte Territorium zu behaupten. Dennoch: Der erste Schritt war getan. Jermak hatte das Tor nach Sibirien aufgebrochen. Er wurde zur legendären Figur zahlreicher Volkssagen. Nicht als „Kolumbus", als Entdecker Sibiriens, wohl aber als ein Eroberer, der sein Leben für Rußland einsetzte.

Über seinen Tod berichtet folgende Legende: „Im Sommer 1584 unternahm Jermak einen Streifzug in das Gebiet der Tataren. Auf der Rückfahrt wählten die Kosaken eine Strominsel für das Nachtlager, nur wenig vom Ufer entfernt. Bald lag alles im tiefsten Schlaf. Auch der sonst so umsichtige Jermak. Auf diesen Fehler hatte Kutschum nur gewartet. Die Tataren überfielen die schlafenden Kosaken. Alle wurden niedergemetzelt. Jermak stürzte sich in den Fluß und wäre schwimmend entkommen. Doch daran hinderte ihn das Geschenk des Zaren. Der Panzer, der sein Leben schützen sollte, hat ihn in die Tiefe gezogen."

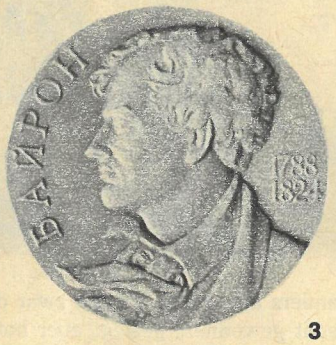


1



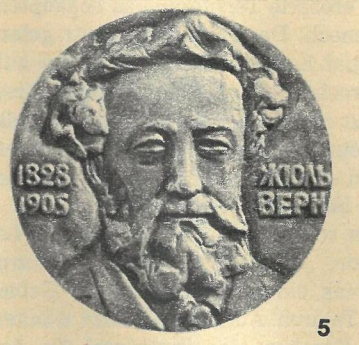
2

MEDAILLEN-SCHAU

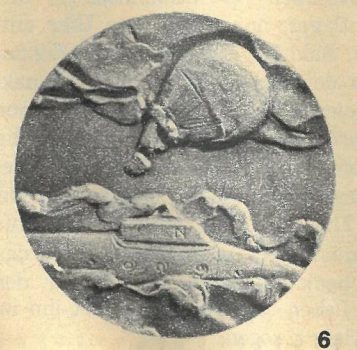


3

4



5

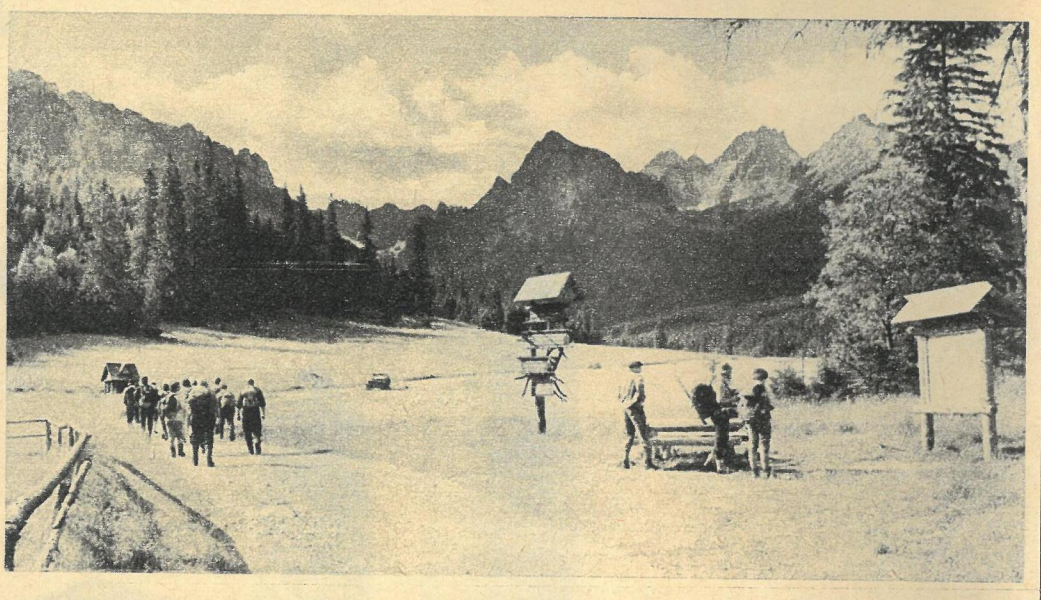


6

Weißes Schiff und rote Segel

„... sie blieb allein in der Leere des glühenden Sandstrandes, verwirrt, voll Scham, glücklich, mit einem Gesicht, das nicht weniger purpurn war als ihr Wunder selbst – so stand sie ...“ und blickte dem glückbringenden Schiff entgegen. Diese Szene aus der Erzählung „Das Purpursegel“ von Alexander Grin stellte der sowjetische Künstler Schmakow auf der Rückseite seiner Gedenkmedaille zum 50. Todestag des Dichters dar (1 und 2). „Sein ganzes Leben lang schrieb Grin über das Meer und die Seeleute“, sagte Konstantin Paustowski über ihn. Grin selbst spricht von der „malerischen Tätigkeit des Seefahrens“. Die atmende Bewegung der Wellen, das Wehen des Windes, die weltumspannende Weite der Ozeane inspirierten immer wieder Dichter und Schriftsteller. Alexander Puschkin schrieb 1824 in Odessa ein Gedicht, in dem er vor seiner Abreise in den neuen Verbannungsort Michailowskoje Abschied nimmt vom Meer als dem Symbol der Freiheit. In diesen Versen „An das Meer“ setzt er auch George Byron, dem englischen Vertreter der revolutionären Romantik, ein Denkmal: „Die Freiheit klagt um ihren Ritter: / Den Lorbeer ließ er dieser Welt. / Rausch, freies Meer, im Sturmgewitter, / Dein Sänger war der Dichterheld.“ Die vier Zeilen stehen auf der Rückseite der Gedenkmedaille zum 150. Todestag Byrons (3 und 4), gestaltet von der sowjetischen Medailleurin Feodorowa. Der Dichter hatte sich am Kampf Griechenlands gegen die türkischen Unterdrücker beteiligt und war dort im Januar 1924 gestorben. Außergewöhnliche Reisen auf, über und unter dem Wasser halten noch heute die Leser von Jules Vernes wissenschaftlich-phantastischen Büchern in Spannung. Bis zu seinem Tode schrieb er 57 Romane. Schmakow hat seinem Gedenken ebenfalls eine Medaille gewidmet (5 und 6). Auf der Rückseite sieht man einen Ballon und das Unterseeboot „Nautilus“, die technischen Attraktionen der Romane „Fünf Wochen im Ballon“ und „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meeresspiegel“. Verne war überzeugt, daß der Mensch dazu berufen ist, den technischen Fortschritt für ein glückliches Leben zu nutzen.

Alfred Kasanowski



Leserfoto

Ob „im Frühtau zu Berge“ oder im Abendsonnenschein am Wasser – überall konnte man sich gut erholen. Das bewiesen uns die vielen Urlaubsgrüße per Postkarte, Brief oder Fotosendung, für die wir unseren Lesern herzlich danken. Und nun denken wir an den Winter und freuen uns auf Ihre neuesten Aufnahmen aus der kalten Jahreszeit! (In der Hohen Tatra, ČSSR, und am Balaton, UVR, fotografierten *Günter Laugisch, Zeitz,* und *Franz Böhm, Karl-Marx-Stadt.*)

Wer schreibt uns?

Wadim Borissenko, 27 Jahre alt, Entwicklungsingenieur, wünscht Briefwechsel in russ., franz., oder ital. über Fotografie, Blumenzucht, Antiquitäten, Kochrezepte ... UdSSR, 323 200 Dnepropetrowskaja obl., Sinelnikowski r., pos. Illarionowo, ul. Boshenko 11.

Waleri Gruschezki, 18 Jahre alt, Student, wünscht Briefwechsel in russ., deutsch oder engl. Interessen: Rock-Musik, Autotourismus. UdSSR, 349 117 Kommunarsk, ul. Gorkogo 103-1.

„Wenns mir nur gruselte ...“

Liebe Kinder!

In unserer Märchenserie habt Ihr eben von einem Löwen gelesen, der behauptet, entsetzlich feige zu sein. Er schämt sich, daß er keinen Funken Mut besitzt. Kennt Ihr das Märchen von einem Bauernsohn, der überhaupt keine Angst kannte? Er zog hinaus in die Welt, um das Gruseln zu lernen ... Wie heißt dieses Märchen der Gebrüder Grimm? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 23. Oktober 1985 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben.

Zehn Büchergutscheine zu je zehn Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr in Heft 23/85.

Viel Glück!

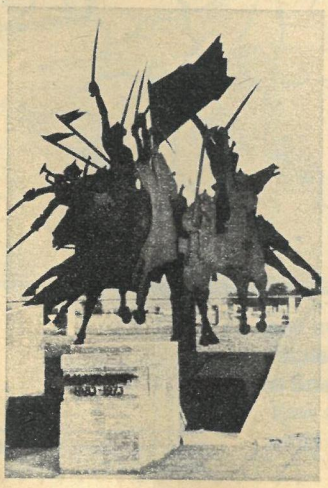
Preisfrage

Heft 21/85

Was verbirgt sich hinter dem Begriff „Interleichter“?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 23/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 23. Oktober 1985. Auflösung von Heft 18/85: In Brno (ČSSR). Wir gratulieren Frieda Leser, Suhl.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Alfred Kasanowski (6), Kurt Siegl, Detlev Steinberg, Archiv (2); Vignette: Martin Kotsch



Budjonnyreiter

Ein Denkmal für Semjon Michailowitsch Budjonny in Baschütz, einer kleinen Gemeinde im Kreis Bautzen. Die stählerne Reitergruppe von Peter Güttler wurde dort in der neuen Reit- und Mehrzwecksportanlage anläßlich eines Turniers des Deutschen Pferdesport-Verbandes der DDR eingeweiht. Auf dem Betonsockel stehen die Lebensdaten des legendären Marschalls der Sowjetunion.

Kurt Siegl, Bautzen

Sie fragen wir antworten

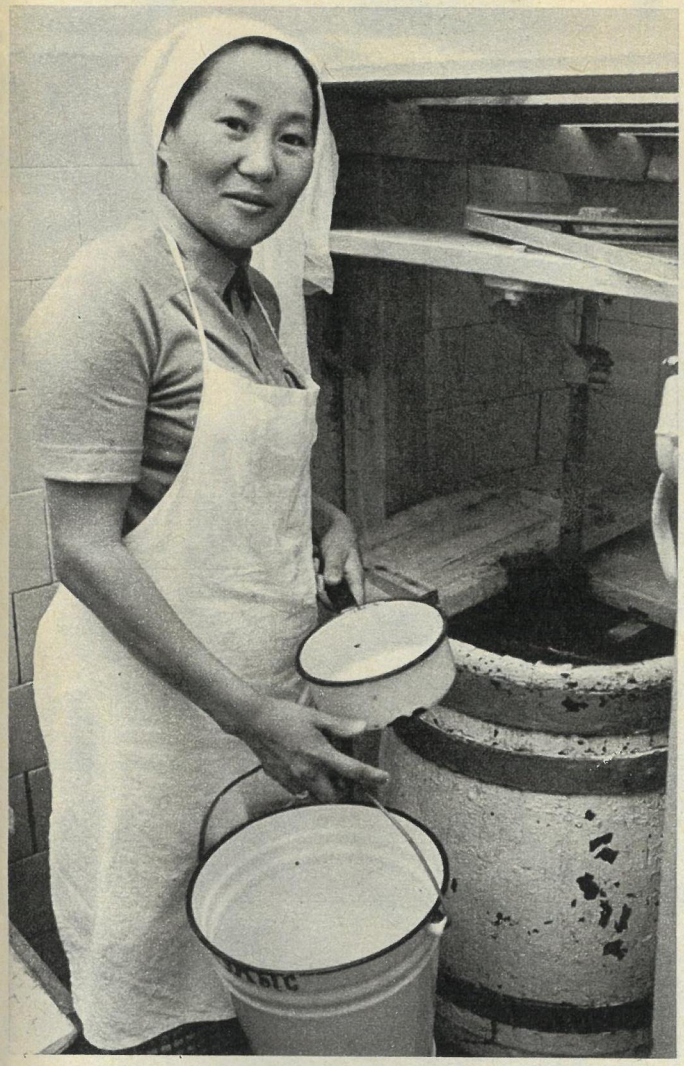
Heute Stutenmilch

In Ihrem Beitrag „Kalmykische ASSR" innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 19/85) schreiben Sie über das Kumys-Sanatorium in Lola. Könnten Sie noch ein bißchen näher auf Kumys eingehen?

Jakob Renner, Berlin

Kumys wird aus gegorener Stutenmilch hergestellt, die sich durch wertvolle Eigenschaften auszeichnet. Sie ist weiß mit bläulicher Tönung, leicht süßlich und gleichzeitig etwas herb. Kumys enthält 2 % Fett, etwa 2 % Eiweiß, mehr als 6,5 % Zucker. Die Säuerung der Stutenmilch erfolgt recht eigenartig. Es bildet sich kein fester Satz, sondern das Kasein (Eiweißbestandteil der Milch) zerfällt in zarte, weiche Flocken. Damit erklärt sich, warum Kumys immer flüssig bleibt. Da das Fett der Stutenmilch bei Zimmertemperatur eine vaselinartige Konsistenz aufweist, findet man im Handel keine Stutenbutter. Aber Kumys ist ein ausgezeichnetes Getränk. Es stillt sofort und anhaltend heftigsten Durst und ist ein hervorragendes Heilmittel. Der russische Schriftsteller Sergej Aksakow (1791–1859) schreibt über den Kumys: „Schon ist der belebende Kumys gereift, und jeder, der trinken kann, vom Säugling bis zum Greis, trinkt, bis er nicht mehr kann, das heilkräftige, wohltuende Reitergetränk, und wie durch ein Wunder verschwinden alle Leiden des Hungerwinters und sogar des Alters; voll werden die hohlwangigen Gesichter, gesunde Röte bedeckt die bleichen eingefallenen Wangen." Sorgfältige, von Ärzten durchgeführte Untersuchungen ergaben, daß Kumys zweimal mehr Vitamin C als Kuhmilch enthält. Durch seinen Gehalt an Eiweißen, Fetten und Salzen verspürt ein lungenkranker Mensch Linderung; Kumys stimuliert viele wichtige Prozesse im Organismus: den Blutkreislauf, die Blutbildung, die Verdauung. Er besitzt auch antibiotische Eigenschaften und wird deshalb bei Magen-Darm-Erkrankungen angewendet. Außerdem regt Kumys den Appetit an, weshalb sich der stattliche Chefarzt des Sanatoriums in Lola gezwungen sieht, ihn zu verschmähen.

Gisela Reller



Der für die Patienten benötigte Kumys wird direkt im Sanatorium hergestellt.

Langer Atem

Der Beitrag über die „Kalmykische ASSR" (19. Folge der langfristigen Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR", FW 19/85) hat uns wieder einmal Menschen nähergebracht, von denen man kaum etwas wußte.

Theodor Hannemann, Berlin

Die Völkerschaften – eine informative und zudem journalistisch/gestalterisch gut gemachte Serie mit langem Atem!

Heinz Laudahn, Berlin

Vielleicht würden mehr Farbaufnahmen von Städten und Landschaften die Wirkung noch unterstützen.

Gisela Rickmann, Neuenhagen

Selten habe ich soviel Details über kleinere Volksgruppen lesen können. Vieles fließt in meinen Unterricht ein.

Joachim Dummer, Güstrow

Warum wird aber die Serie nicht so gedruckt, daß sie wie eine Beilage wirkt? Jetzt haben wir fliegende Blätter.

Achim Sommer, Vetschau

Prima finde ich auch die Anordnung der Seiten. Ohne Mittelteil der gesamten Zeitung hat man ein komprimiertes Völkerkundewerk.

Herbert Rotzoll, Berlin

Einige Zeit war ich nicht mehr FREIE WELT-Leser, aber mir hat diese Ausgabe 19/85 so gut gefallen, daß ich mir wieder ständig die Zeitung kaufen werde.

Ruth Richter, Berlin

Je mehr wir vom Leben anderer Völker erfahren, um so besser begreifen wir, daß sie alle ein friedliches, arbeits- und erfolgreiches Leben in Glück und Zufriedenheit erstreben. Das ist menschlich so schön. Setzt deshalb diese Serie noch lange fort!

Karl-Heinz Wenk, Frankfurt (Oder)

In Cheb auch!

„Des Baudirektors Lust und Leid" (FW 18/85) konnte ich gut nachempfinden, denn die Bausubstanz in Brno habe ich kennengelernt. Ein Artikel über das Tropfsteinhöhlengebiet nördlich von Brno wäre auch einmal interessant!

Herbert Franke, Dresden

Ein Häuserviertel mit dem Namen „Špaliček" (Stöckl) gibt es aber nicht nur in Brno, sondern auch in Cheb.

Grete Klar, Falkenstein

In Cheb wurde diese Gebäudegruppe ebenfalls sorgfältig restauriert und stellt ein Kleinod dar. Eine Besichtigung lohnt immer!

Armin Meyer, Reichenbach

Solche Ergänzungen veröffentlichen wir gern! Unser Foto zeigt das „Stöckl" auf dem Marktplatz von Cheb.

Markant und schlagkräftig

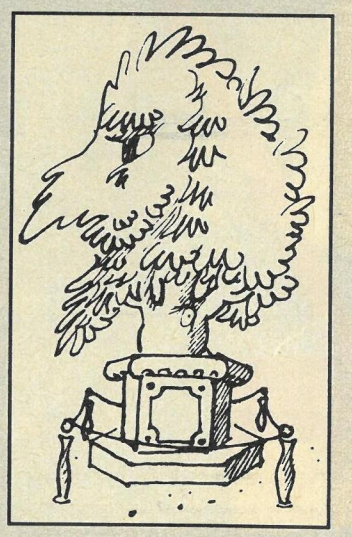
Der Artikel „Weinert spricht!" (FW 16/85) hat mich besonders interessiert und ergriffen. Weinerts markante, schlagkräftige und so gut verständliche Worte und Gedichte haben mir stets Impulse verliehen für eigenes revolutionäres Denken und Handeln. Als mir 1951 die Leitung des Jugendwerkhofes in Mücheln/Geiseltal übertragen wurde, habe ich den Sinnspruch von Erich Weinert, der mir besonders gut gefiel, im schönen Saal dieses ehemaligen Schlosses des Grafen von Helldorf anbringen lassen: „Den Gedanken Licht, den Herzen Feuer, den Fäusten Kraft!"

Paul Roscher, Wittenberg

„Alt wie ein Baum ..."

In dem Artikel „Zum Wohle von Bach und Forst" (FW 18/85) las ich von dem ältesten Baum in Bulgarien, der „Granitenen Eiche", die auf 1640 Jahre geschätzt wird. Im Kurort Lückendorf im Zittauer Gebirge kenne ich einen Baum, der fast so alt ist, eine Eibe, die auf 1500 Jahre geschätzt wird. Eine andere Besonderheit in diesem schönen Ort ist die „Luther-Eiche", die 1883 zum 400. Geburtstag des Reformators gepflanzt wurde – herrlich gewachsen. Ob es noch ältere Bäume in der DDR gibt? Wer weiß?

Dagmar Horstmann, Berlin



Wer weiß also? Wer hat Fotos von solchen „Methusalems"?

Bei Samarkand!

Auf meiner Sibirien-Mittelasien-Reise kam ich auch nach Usbekistan. Ich besuchte Taschkent, Buchara und Samarkand und erlebte, wie die Künstler des 20. Jahrhunderts die Traditionen vergangener Zeiten mit viel Phantasie ins Heute übernehmen. Aber die uralte Hauptstadt Afrasiab befindet sich auch heute noch vor Samarkand und nicht vor den Toren Taschkents, wie in Ihrem Artikel „Blau aus dem All" (FW 18/85) zu lesen ist.

Lieselotte Holle, Quedlinburg

Danke für die Richtigstellung! Auf unserem Foto eine Tonschüssel aus Afrasiab, 10. Jahrhundert.

Modellbegeistert

Die Bilderreihe „Flugzeuge der UdSSR" (ab FW 11/85) hat mich begeistert. Ich baue selbst Modelle, meine Sammlung umfaßt zehn Stück. Außerdem möchte ich mich besonders bei dem Zeichner Otto Reich bedanken, der die Flugzeuge sehr detailliert darstellte.

Jan Gierschner (14), Plauen

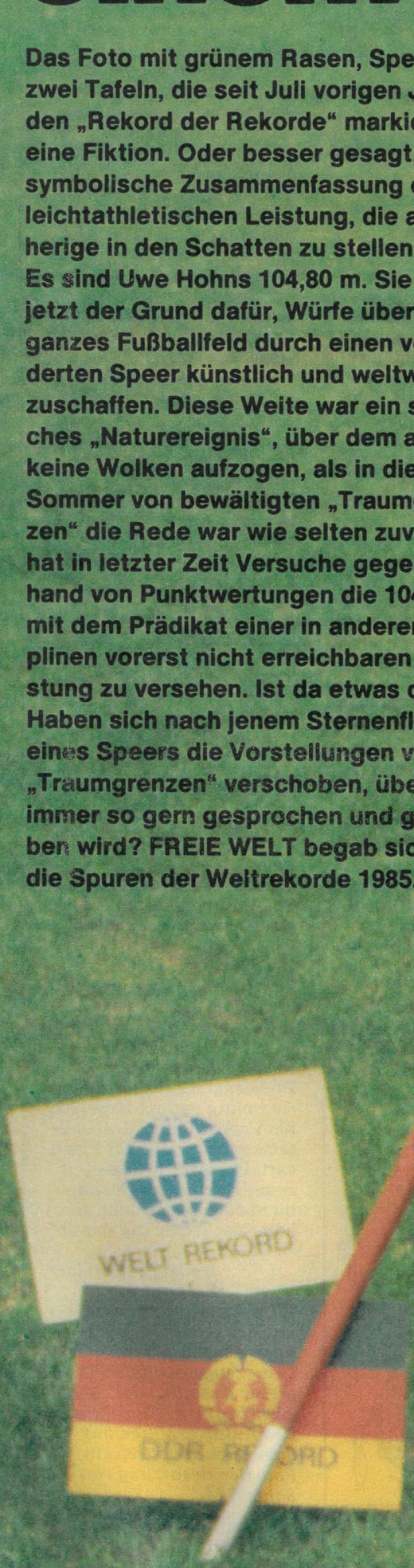
Ich hoffe, daß ich bei den Preisfragen zur Flugzeugserie richtig getippt habe. Ich bin Facharbeiter für Qualitätskontrolle im VEB Plasticart. Dort werden Spielzeugmodelle zum Zusammenbauen hergestellt. Ich habe also jeden Tag damit zu tun.

Heiko Endesfelder, Zschopau

Wir bitten um Verständnis, daß der Märchenkalender nach Abschluß der Serie „Flugzeuge der UdSSR" in dieser Ausgabe erst im Heft 22/85 beginnt. Aus aktuellem Anlaß erschien auf dem Rücktitel 20/85 ein Foto der Besatzung von Sojus T 14.

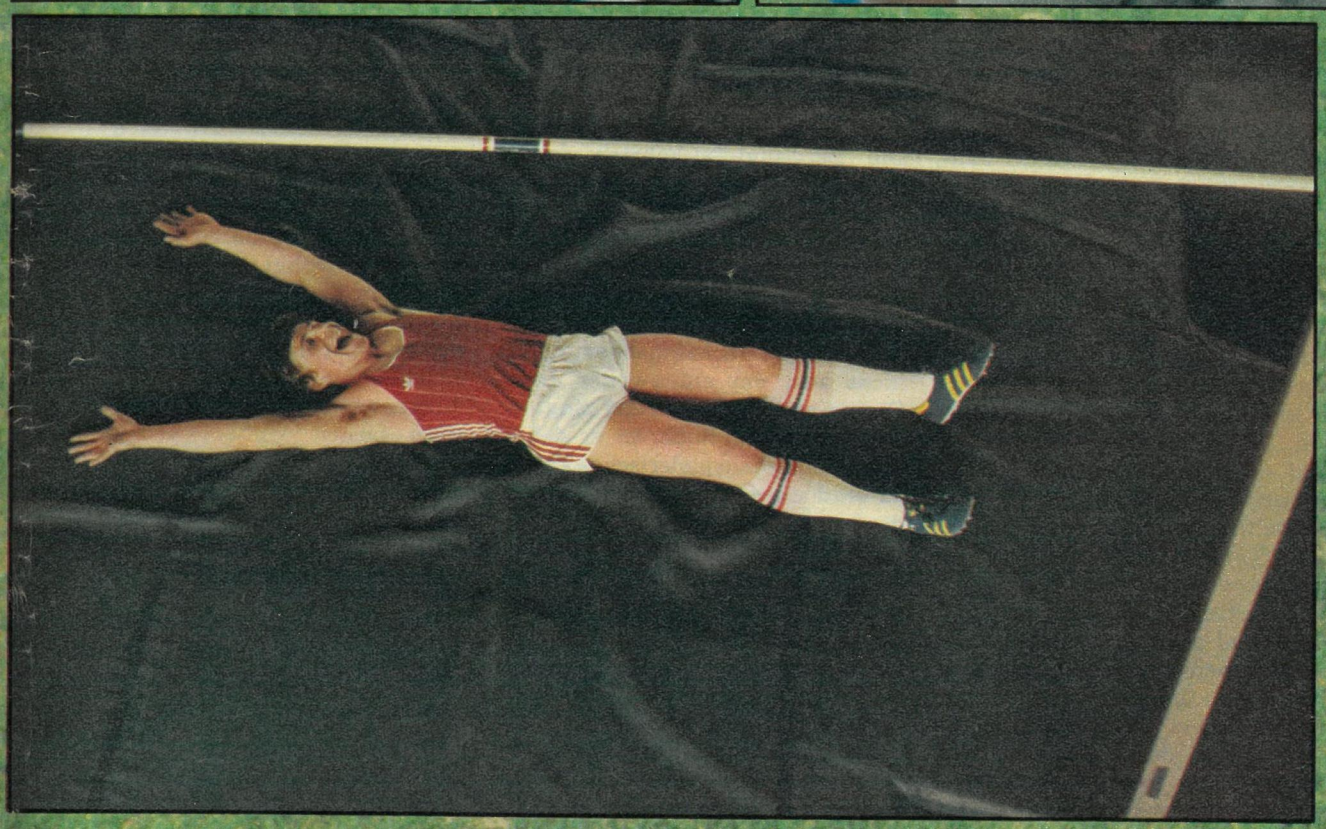
Puzzle mit einem Rekord

Das Foto mit grünem Rasen, Speer und zwei Tafeln, die seit Juli vorigen Jahres den „Rekord der Rekorde“ markieren, ist eine Fiktion. Oder besser gesagt, die symbolische Zusammenfassung einer leichtathletischen Leistung, die alles bisherige in den Schatten zu stellen schien. Es sind Uwe Hohns 104,80 m. Sie waren jetzt der Grund dafür, Würfe über ein ganzes Fußballfeld durch einen veränderten Speer künstlich und weltweit abzuschaffen. Diese Weite war ein sportliches „Naturereignis“, über dem auch keine Wolken aufzogen, als in diesem Sommer von bewältigten „Traumgrenzen“ die Rede war wie selten zuvor. Es hat in letzter Zeit Versuche gegeben, anhand von Punktwertungen die 104,80 m mit dem Prädikat einer in anderen Disziplinen vorerst nicht erreichbaren Leistung zu versehen. Ist da etwas dran? Haben sich nach jenem Sternenflug eines Speers die Vorstellungen von „Traumgrenzen“ verschoben, über die immer so gern gesprochen und geschrieben wird? FREIE WELT begab sich auf die Spuren der Weltrekorde 1985.



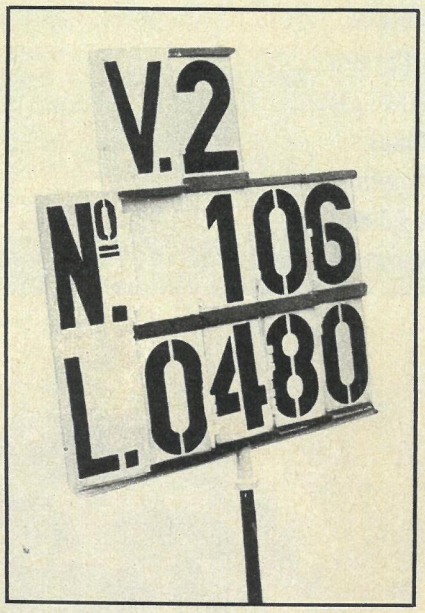
Ulf Timmermann (DDR/Kugelstoßen). Der Jubel ringsum ist längst ausgebrochen, als sein 22,62-m-Weltrekord auf der Anzeigetafel erscheint. Er schlägt die Hände überm Kopf zusammen (Bild unten) und wiederholt: „22,62 – – – ?! – – Mit solch einer Weite hab' ich mich noch nie beschäftigt…“ Zuvor hatte ihm sein Vorgänger Udo Beyer auf die Schulter geklopft und gesagt: „Paß auf, heute packst du's!“

Petra Felke (DDR/Speerwerfen). Weltrekord schon beim Saisonauftakt. Dabei – erstmals und gleich doppelt in ein und demselben Wettkampf – jenseits der 75-m-Marke. „Wer so was Perfektes sieht", prophezeit Rumäniens 1964er Olympiasiegerin Mihaela Penes, „braucht sich nicht wundern, wenn er eines Tages erlebt, wie eine Frau die 80-m-Grenze erreicht." Sie glaubt, das ginge. Andere glauben's nicht.



Sabine Busch (DDR/400 m Hürden). Karriere wie im Märchen. Weltklasse über 400 m, unternimmt sie im März einen ernstgemeinten Ausflug in den Hürdenwald, wird bei ihrem ersten öffentlichen Auftritt Drittschnellste und schon 102 Tage später Schnellste der Welt (oben).

Sergej Bubka (UdSSR/Stabhochsprung). Auf dem Weg nach Nizza Zwischaufenthalt in Paris. Nach der Geburt seines Sohnes Vitali in Hochstimmung, will er dem Kleinen ein „lange nachwirkendes" Geschenk machen, packt im Jean-Bouin-Stadion seine Stäbe aus – und überfliegt als erster die sechs Meter! (Bild links).



Puzzle mit einem Rekord

Als Uwe Hohn am 20. Juli 1984 um 19.54 Uhr im Berliner Jahnsportpark den Speer in die Hand nahm, hatte das Nachwirkungen, die anscheinend nie ein Ende nehmen. Er warf so weit, daß auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes die Stabhochspringer Reißaus nahmen. Dabei handelte es sich nicht schlechthin um den ersten (und bisher einzigen!) „Hunderter" der Leichtathletikgeschichte, sondern um 104,80 m. Die Anzeigetafel reichte nicht aus, an der Notlösung „04,80" fehlte vorn die entscheidende Eins (Bild oben). Aber das konnte sich sowieso jeder denken. Noch verrückter wäre es geworden, wenn die Elektronikmessung von Zeiss hätte angebracht werden müssen: 104 Meter, 80 Zentimeter, acht Millimeter.

„Wenn ich technisch noch besser und überhaupt noch reifer werde, werfe ich noch weiter als heute", sagte Hohn danach. Was Weltmeister Detlef Michel mit der Bemerkung absegnete: „Der kann unter Umständen sogar auf 110 Meter kommen..." Um dem Tatbestand und solcher Prognose Rechnung zu tragen, wurde erwogen, den Speer künftig nur noch diagonal über den Platz werfen zu lassen. In diese beabsichtigte Vorsichtsmaßregel platzte die Internationale Föderation (IAAF) mit einer technologischen Neuerung. Sie ließ den Schwerpunkt des Speers verlagern und installierte damit in dessen Flugbahn einen Bremsklotz. Wer ab April kommenden Jahres 100 Meter wirft, ist nach Hohn der nächste Goliath. Man wird vermutlich lange auf ihn warten müssen.

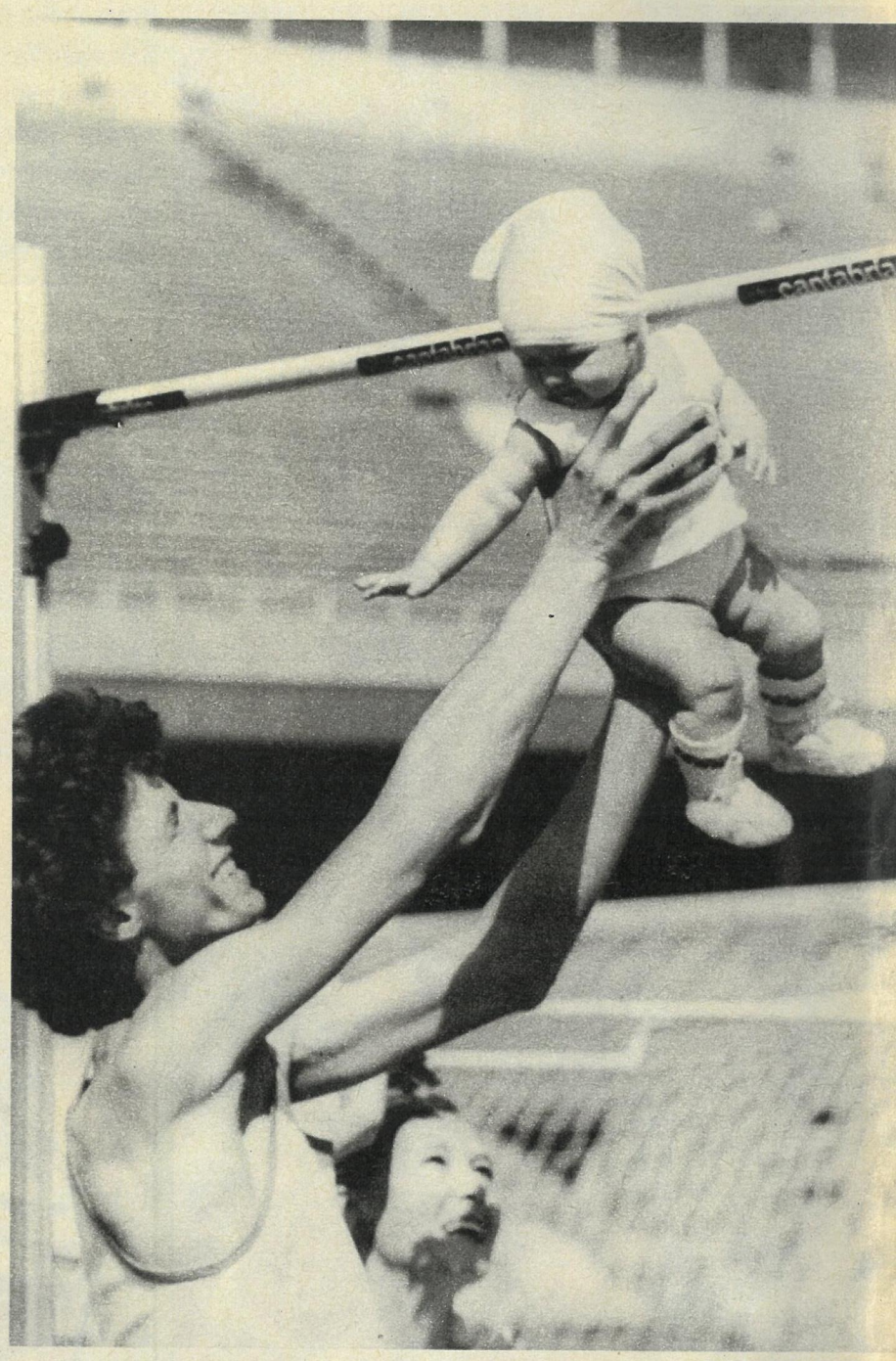
Ohne Baugenehmigung des tschechoslowakischen Naturwissenschaftlers und Zeitmeßtechnik-Experten Dr. Viktor Trkal hat die holländische Fachzeitschrift „Atletiekwereld" (und nicht nur sie) dem Hohnschen Wunderwurf ein neuerliches Denkmal errichtet. Als Trkal eine zeitgemäßere und wohl auch gerechtere Punktwertung für die Mehrkämpfer erarbeitet und durchgesetzt hatte, warnte er vor unlauteren Spielereien damit. Es ging ihm vor allem um die unbestritten reizvolle Versuchung, seinem Zahlenwerk Qualitätsmerkmale von Weltrekorden zu entnehmen, diese miteinander zu vergleichen und daraus womöglich noch Ranglisten zu machen. „Atletiekwereld" konnte sich das dennoch nicht verkneifen. Sie stellte fest, daß Uwe Hohns 104,80 m mit dem Speer 1431 Punkte wert sind. Um dorthin zu kommen, müßte in anderen Disziplinen etwas passieren, „was zumindest in diesem Jahrhundert nie und nimmer passieren wird": 100 m in 8,52 s (Weltrekord 9,93), 200 m unter 17 s (19,72), 400 m um 38 s (43,86), 1500 m in 3:00,51 min (3:29,45), 110 m Hürden in 11,03 (12,93), Weitsprung 9,33 m (8,90), Stabhochsprung 6,67 m (6,00), Hochsprung mehr als 2,60 m (2,41)... Ein Spielchen, mehr nicht.

★

Der momentan älteste Weltrekord in einer olympischen Leichtathletikdisziplin ist hingegen absolut feststellbar. Methusalem sind nicht die 8,90 m des Weitspringers Bob Beamon am 18. Oktober 1968 um 15.56 Uhr in Mexiko-Stadt, denn genau eine Dreiviertelstunde zuvor war Lee Evans die 400 m in 43,86 s gelaufen. Der eine soll den „Sprung ins nächste Jahrtausend" gemacht haben, über den anderen reden die Leute nur noch gelegentlich. Das kubanische Laufwunder Alberto Juantorena (44,26 s) wurde am Ende berühmter als Evans...

Seit dem letzten Februartag 1981, als er bei der USA-Hallenmeisterschaft in New York gegen Larry Myricks verlor, ist Carl Lewis im Weitsprung nicht mehr geschlagen worden. Seine fast 50 Starts garnierte er mit dem Weltmeistertitel, dem Olympiasieg und einem Abonnement des Spitzenplatzes der Jahresweltbestenlisten. „Er ist favorisiert dafür, meine 8,90 m zu überbieten", sagt Bob Beamon und fügt hinzu: „Dieser Rekord muß gebrochen werden, denn mehr als anderthalb Jahrzehnte Lebensdauer sind eine lange Zeit." Carl Lewis' angeblich einziger Schönheitsfehler: Er besaß noch nie einen Weltrekord. Desungeachtet ist jener Meinung, er sei (trotz Beamon) der beste Springer, wohl auch (trotz Calvin Smith und Pietro Mennea) der beste Sprinter, schwerlich zu widersprechen.

Nach Weltrekorden, von dem in der Staffel mal abgesehen, hat er bisher vergebens Ausschau gehalten. Er wollte es immer „unten" versuchen, es anders schaffen als die anderen, die in den luftdünnen Höhenlagen von Mexiko-Stadt und Colorado Springs ihr Glück gemacht hatten. Aber das ging nicht. Zwischen die Mühlsteine des Kommerz geraten und mit falschen Fuffzigern am Rockzipfel, gebrach es ihm auch am noch fehlenden Quentchen von innen kommender Fähigkeit, sein weltrekordverdächtiges Talent voll zu entfalten.



Rudolf Powarnizyn (UdSSR/Hochsprung). Selbst größer als zwei Meter, hebt er mit ausgestreckten Armen Tochter Kristina in die schwindelnde Höhe seines Weltrekords. 2,40 m, als erster! Dann kam Paklin und machte es noch besser.

Die Berg-und-Tal-Fahrten seiner Popularität taten ihr übriges. Heute Hosianna und morgen Pfiffe. Als er bei Olympia in Los Angeles viermal gewann, wurde der Beifall für ihn von Mal zu Mal spärlicher. Woraus ein Augenzeuge entnahm: „Es Jesse Owens nachzumachen, reicht nicht aus, um ein zweiter Jesse Owens zu werden." Jetzt singt er sogar Pop und Rock, ist er dabei, auch sein schauspielerisches Talent zu entdecken. Ob damit alles wieder so wird wie früher?

Weitsprung-Weltrekordler will er werden. Mit neun Metern, wenn's geht, und unter allen Umständen. Auch unter denen von Westwood Mitte Mai dieses Jahres, als die Fernsehgesellschaft ABC zu mittäglicher Galaschau lud. Von 12215 zahlungskräftigen Zuschauern direkt und in jeder Stube zu sehen: Der 8,90-m-Weltrekordler Bob Beamon als Moderator, in Höhe seiner einstigen Weite ein riesiges Schild, damit der Hauptdarsteller Lewis auch sah, wohin er zu springen hatte. Am Ende wurde es eine vom Winde verwehte Luftnummer. Lewis lief viermal an, erreichte bei unzulässigen 2,40 und 3,86 m/s Rückenwind mit 8,73 bzw. 8,77 m seine besten Weiten, griff sich schließlich an den rechten Oberschenkel und hörte auf. Aschermittwochstimmung ringsum, die vergnatzte Presse vermeldete eine „Trostrunde Beifall".

Um Trostworte nicht verlegen waren die großsprecherische Nutznießer von Lewis' sportlichem Image. In San José, riefen sie entzückt, werde er Weltrekord über 100, in Los Angeles über 200 m laufen – „dort ist die Kurve so schön weit". In Indianapolis sodann sei unwiderruf-

lich auch der Weitsprung-Weltrekord fällig – „dort hat er schließlich 1983 seine 8,79 m hingelegt". Inzwischen ist es Herbst, und es wurde aus alldem nichts. Damit fällt „Carl dem Großen" kein Stein aus der Krone, denn der Sport verteilt nun mal keine Vorrechte. Doch als Lewis durch Westeuropa tingelte, mußte er sich Demütigungen gefallen lassen. Er wurde ausgepfiffen. Da war er der kleine Carl...

★

Für Jubel und Schlagzeilen sorgten andere. Bubka und Timmermann, Powarnizyn und Paklin, Drechsler und Felke, Cram und Aouita... Die größten und schönsten Schlagzeilen bekam der sowjetische Stabhochspringer Sergej Bubka, der „in sechs Meter Höhe Paris überflog". Um seine Popularität noch zu steigern, wurden Schnurren aufgeschrieben, deren Wahrheitsgehalt keine große Rolle spielte. So soll er sich am Tag seines Sechsmetersprungs, von der Reise müde, im Jean-Bouin-Stadion zur Ruhe begeben und zu seinem Freund Alexander Krupski gesagt haben: „Wenn ihr bei 5,70 m angelangt seid, könnt ihr mich wecken..."

Heike Drechsler-Daute (DDR/Weitsprung). Immer und überall bewarb sie sich um den Weltrekord, war sie deswegen auch Hahn im Korbe (Bild rechts). „Nach einem Jahr hab ich's nun endlich geschafft!" 7,44 m!

Said Aouita (Marokko/1500 und 5000 m). Ein Tausendsassa. „Ich will als erster den ‚Fünftausender' in weniger als 13 Minuten schaffen – 12:50!" Er läuft zwar Weltrekord, aber „nur" 13:00,40 min. Dann entthront er auch noch Steve Cram über 1500 m (Bild unten).

Mit dem Briten Steve Cram hat es zum ersten Mal ein 1500-m-Läufer fertiggebracht, das Ziel nach weniger als dreieinhalb Minuten zu erreichen und damit fünfzehnmal hintereinander die 100 m unter 14 Sekunden zu laufen. Das machten ihm dann noch zwei andere nach. Der eine, Said Aouita, wurde dabei sogar neuer Inhaber der Bestzeit. Zuvor hatte er mit einem Aufgebot von Tempomachern Moorcrofts 5000-m-Weltrekord gebrochen. Die „Hasen" in jenem Rennen von Oslo lösten sich gegenseitig ab. Es scheint, als könnten die bestehenden Rekorde nur noch nach exakt ausgeklügelten Generalstabsplänen gebrochen werden. Und was Cram betrifft, so war er selbst einmal der „Wasserholer" von Henry Rono. Als sich dieser 1981 in Knarvik über 5000 m seinen letzten Weltrekord holte, ließ sich der Brite zweimal überrunden, um dem Keniaten dann auf den letzten 800 Metern seine Dienste als Zugpferd anzubieten. Das war der Anfang der Auswüchse des Tempomachens.

Mit Rudolf Powarnizyn und Igor Paklin (beide UdSSR) gab es die ersten 2,40-m-Springer im Hochsprung, mit .Ulf Timmermann (DDR) den ersten 22,50-m-Kugelstoßer der Welt, mit der Jenaerin Petra Felke eine gleich doppelte Speerwurf-Weltrekordlerin jenseits der 75 Meter. Und wer weiß, ob die blumenstädtische Schönheit Sabine Busch nicht schon nächstes Jahr als erste über 400 m Hürden unter 53 Sekunden bleibt. Drei Monate nach ihrem Debüt ist sie auf dieser Strecke Weltrekord gelaufen. „Wenn ich erst einmal den Rhythmus beherrsche und an der neunten oder zehnten Hürde nicht mehr anfange zu trippeln, dann werden wir sehen..."

Wie ein Märchen wurde der Weltrekord Powarnizyns vernommen. Niemand kannte ihn. Als er in Donezk die 2,40 m übersprang, waren die Zuschauer, Reporter und Fotografen nur wegen Bubka gekommen. Erst beim Versuch am Weltrekord hatte auch er sein Publikum. Nachdem er dann tatsächlich den „fliegenden Chinesen" Zhi Jianhua um einen Zentimeter übertroffen hatte, landete nach telefonischer Odyssee die Nachrichtenagentur Hsinhua endlich zu Hause bei Trainer Wladimir Kiba. Ob es denn wirklich wahr sei, daß Zhu nicht mehr Weltrekordler ist! Dann mußte Kiba den Namen Powarnizyn buchstabieren und über den Jungen erzählen, der da etwas gemacht hatte, was keiner im Moment so richtig begriff.

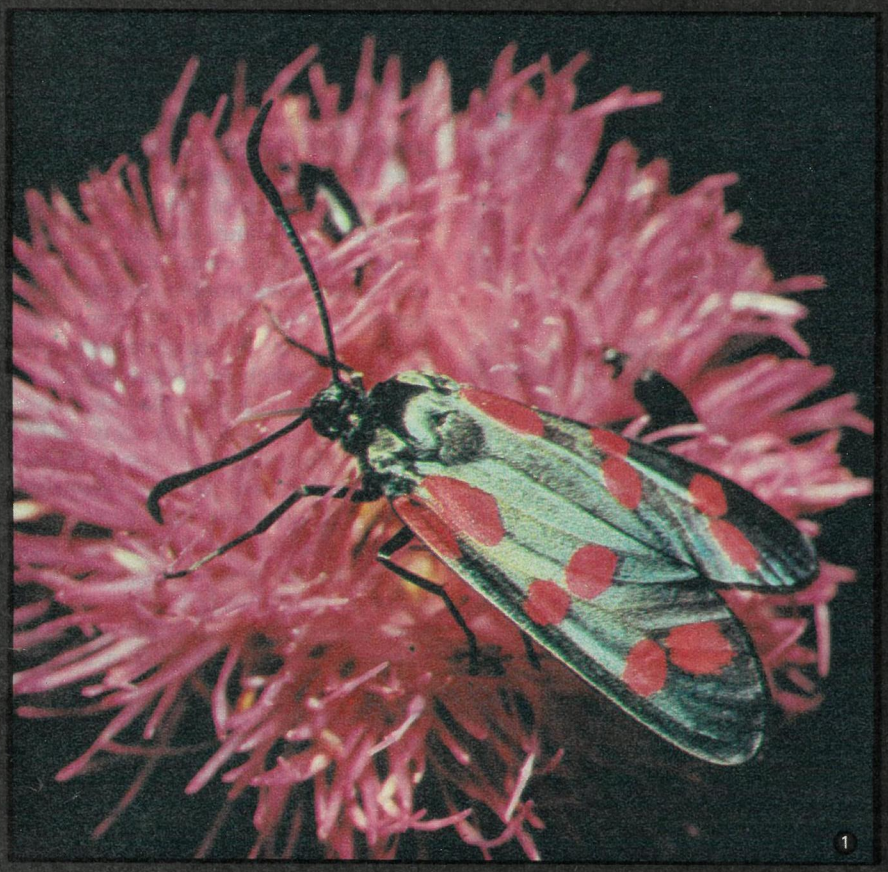
Die Geschichten um Powarnizyn haben seither die Exklusivität seines Sprunges. Als er noch klein war, schaute er abends der Mutter beim Nähen zu, vor allem, wenn die Mama ihm erlaubte, die Pedale der Nähmaschine zu treten. Kein Wunder, daß er jetzt für die Familie und gute Freunde Hosen und Hemden näht – die auch sitzen... Nach seinem Vorbild befragt, gibt der Sensations-Weltrekordler keinen Großen seiner Zunft an. Weder Brumel noch Jaschtschenko, auch nicht Wessig und Zhu. „Das ist Waldimir Granenkow, mit dem ich vor meiner Heirat im Wohnheim ein Zimmer teilte. Wir frühstückten zusammen, lasen gemeinsam Zeitung, halfen uns gegenseitig beim Lernen und im Training, hatten die gleichen Freuden und Nöte, Sorgen nur selten. Wolodja ist ein sauberer, ehrlicher Freund. Der gefällt mir..."

Granenkow hat auch das erste und zugleich dauerhafte Verliebtsein seines Zimmergenossen erlebt. Wie Rudolf eines Tages ins Theater wollte, seinen schönsten Anzug aus dem Schrank holte, sich in die Schlange vor der Kasse stellte und schließlich auf seinem Parkettplatz darüber nachdachte, wem er wohl die Rosen übereichen sollte, die er vorher gekauft hatte. Die Wahl fiel auf eine gewisse Natalja. Wie sie das Adagio aus „Schwanensee" tanzte, fand Rudolf berauschend. Und die Ballerina selbst natürlich auch. Also ging er von nun an jeden Abend ins Theater – und immer wieder Blumen. Jetzt sind sie verheiratet und haben eine Tochter. „Wenn ich meine Natascha und die kleine Kristina nicht hätte, wäre ich bestimmt noch kein Weltrekordler. Nach getaner Arbeit fragt abends zu Hause einer den anderen: Bist du müde? Ist es nicht hart, was du machst? Und in der gegenseitigen Achtung vor jedermanns schweren Weg zum Erfolg wächst unser Zusammengehörigkeitsgefühl immer mehr..."

Aus dieser Stimmung heraus lasse sich noch eine Menge machen.

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Peter Kroh (3), Volkmar Billeb, A. Somow, Christoph Höhne, P. Lejko, Wolfgang Behrendt.



1

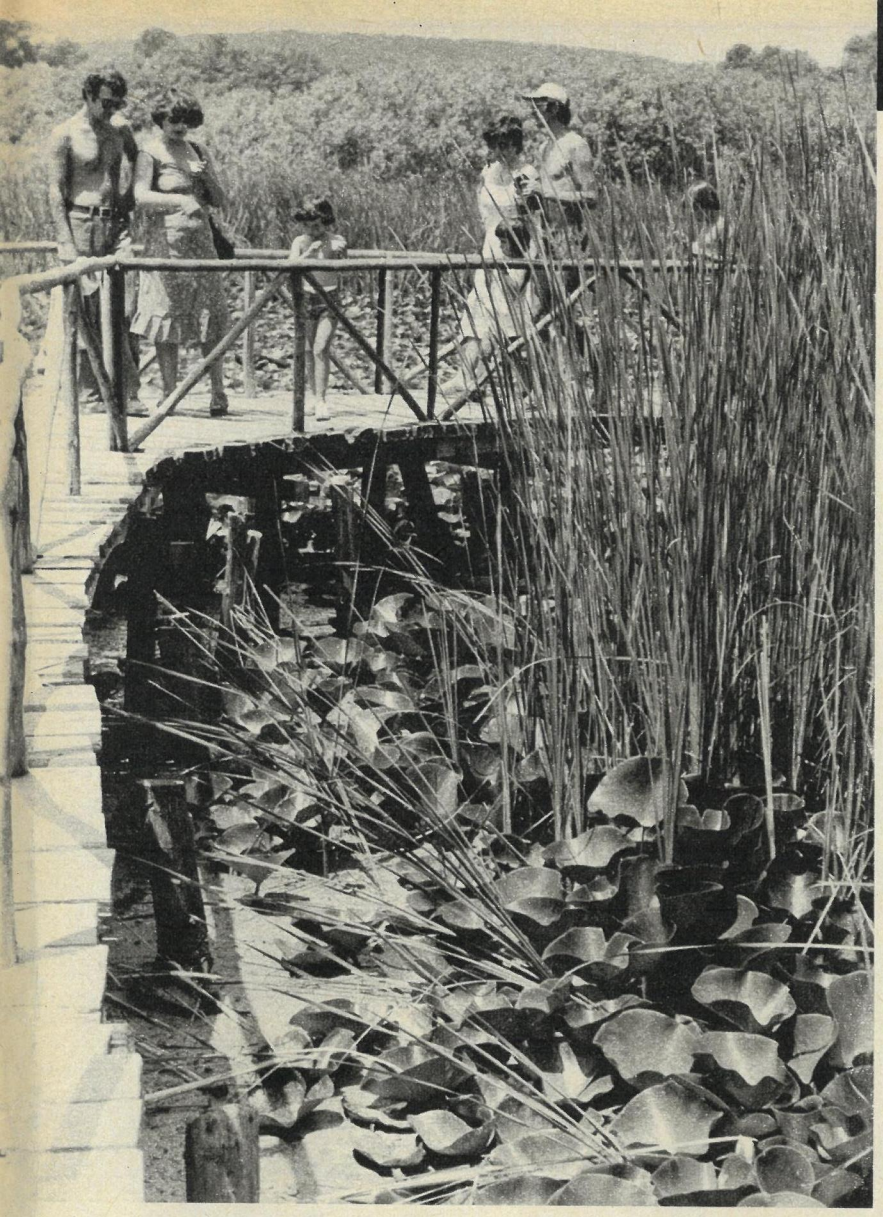
2

3

4

5

1: „Blutströpfchen“ an der Nektarquelle. 2 – Eine Vertreterin der vielgestaltigen Sippe der Blattwanzen. 3 – Der träge Rüsselkäfer im stachligen Dickicht. 4 – Ein Taubenschwanz labt sich frei schwebend. 5 – Blühender Mauerpfeffer, eine Pflanze der trockenen Standorte.



Kleine Welt am Ropotamo

Das Gebiet zwischen Sosopol, dem zum Touristenzentrum gewordenen bulgarischen Fischerstädtchen, und der weiter südlich gelegenen Mündung des Ropotamo-Flusses könnte landschaftlich kaum abwechslungsreicher sein. Die Ausläufer des Strandsha-Gebirges erstrecken sich hier bis ans Meer, schließen teilweise die Senke des Alepu-Sumpfes und das Reservat von Arkutino ein. Meeres-, Brack- und Süßwasser finden sich dicht nebeneinander, amphibische Lebensräume liegen in unmittelbarer Nachbarschaft von ausgesprochenen Trockenregionen auf felsigen Hügeln. Gerade die Vielfalt der Lebensräume bringt eine artenreiche Tier- und Pflanzenwelt hervor. Da lohnt es, einmal zu verzichten auf den Sonnenplatz am Strand, dafür aber die Bekanntschaft mit Staub und Schlamm, mit Schwärmen von Bremsen und Mükken auf sich zu nehmen.

Von einer Anlegestelle nahe der Küstenstraße wird der Ropotamo mit Booten befahren. Ein Angebot, dem wir widerstehen. Auf verwachsenen Pfaden entlang des Flußufers ist man dem Ursprünglichen näher. An Baumstämmen siedeln bizarr geformte graugrüne Flechten. Purpurreiher, Eisvogel, Wiedehopf, Pirol und der gleißend bunte Bienenfresser – eine exotisch anmutende Vogelwelt erscheint im Blickfeld des Fernglases.

Schwankende Salinität, durch den Übergang vom Süß- zum Salzwasser bedingt, prägt in der Flußmündung das Unterwasserleben. Auf schlickigem Grund watend, entdecken wir kleine Krebse von eigentümlicher Gestalt; ihr wissenschaftlicher Name Upogebia litoralis ist unverwechselbar und klangvoll zugleich, ihr Trivialname Maulwurfskrebs beschreibt die Lebensweise der Tiere. Kolonien von Röhrenwürmern haben selbstgebaute Kalkwohnungen auf festem Substrat angekittet. Ihnen liefern trübe Fluten unentwegt mikroskopisch kleine Mahlzeiten frei Haus, die zarten Wesen brauchen nur mit ihren federartigen Tentakeln danach zu „angeln".

Nicht weit vom Ropotamo liegt das Naturschutzgebiet Arkutino. Ein Schild neben der Straße weist den Weg: Reservat „Wodni Lilii" – „Weiße Seerose". Hölzerne Stege tragen vielfüßige Touristentrupps über wogende Teppiche aus großen runden Blättern, die üppig wuchernd das Wasser unter sich verbergen. Prachtvolle weiße Blüten schimmern zwischen sattem Grün. Die begeisterten Ausrufe der ankommenden Besucher werden bald leiser. Inmitten dieses natürlichen Treibhauses sehnt man sich nach frischer Meeresbrise.

Kaum ist die Aussichtsplattform leer, regt sich für geduldig Wartende verstecktes Leben. Besonders erfreut registrieren wir zahlreiche Exemplare der in unserer Heimat vom Aussterben bedrohten Europäischen Sumpfschildkröte. Verstohlen strecken sie den Kopf aus dem Wasser, setzen erst allmählich ihr Sonnenbad fort. Auf den naßglänzenden, dunklen Körpern ist an Kopf und Panzer die typische gelbe Punktierung zu erkennen. Ein Plumpsen – flink verschwindet die ganze Gesellschaft. Die nächsten Besucher nahen…

An freien Stellen der Wasserfläche blitzen Scharen winziger Fische auf. Es sind Koboldkärpflinge, den populären Guppys ähnelnde lebendgebärende Zahnkarpfen. Ihre Vorzugskost: Insektenlarven. Zur Dezimierung der Malariamücken wurden die „Nordamerikaner" vom Balkan bis nach Spanien eingebürgert.

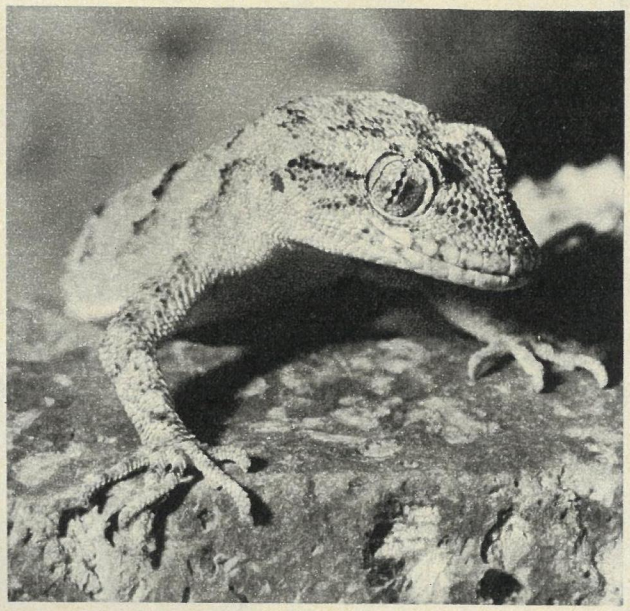
Auf steinigen Pfaden geht es bergan. Bei flüchtigem Hinschauen wirken die kargen Hügel leblos, die Bodenvegetation verdorrt. Tiefreichende Wurzeln und nächtlicher Tau sichern jedoch den Wasserbedarf der Pflanzen. Blütenstände spenden auch im Hochsommer den Insekten Nahrung. Farbenfrohe Schmetterlinge, Fliegen, Käfer in Hülle und Fülle. Ein Schwärmer fällt besonders auf: der Taubenschwanz. Einem Kolibri gleich verharrt er schwirrend mit enorm hoher Flügelschlagfrequenz vor der begehrten Blüte, in die er den überlangen Rüssel taucht. Ein Hubschrauber nach dem Konstruktionsplan der Natur.

Jeder Schritt bringt neue Überraschungen. Verschiedene Sorten Heuschrekken stieben mit Riesensätzen davon. Eine Maulwurfsgrille verschwindet in ihrer unterirdischen Behausung. Pillendreher – schwarze, unscheinbare Käfer – rollen eine Dungkugel, Wiege und erste Futterration ihrer Nachkommen, geschickt über den hindernisreichen Bodengrund.

Allerorts rascheln Eidechsen im Gestrüpp, sonnen sich auf warmen Felsen. Die stattliche, wunderschön gefärbte Smaragdeidechse ist hierzulande noch keine Rarität. Immer seltener bekommt man jedoch die Griechische Landschildkröte mit dem gelbschwarz gezeichneten Panzer zu Gesicht. Verbotener Zugriff von „Liebhabern" dürfte zu dieser Verarmung beigetragen haben (übrigens: Nach Mitteleuropa eingeführte Landschildkröten überleben zu nur etwa zwanzig Prozent das erste Jahr in der Gefangenschaft).

Den fast meterlangen Sheltopusik, eine beinlose Eidechse wie unsere heimische Blindschleiche, bemerkten wir rechtzeitig. Wachsamer ist die dem Gelände gut angepaßte Sandotter. Lautlos gleitet die Giftschlange unter eine Steinplatte. Jetzt heißt es, mit schußbereiter Kamera reglos warten, bis das Tier nach langer Zeit endlich hervorkommt – oder uns die Geduld ausgeht.

Werner Fiedler (Text und Fotos)



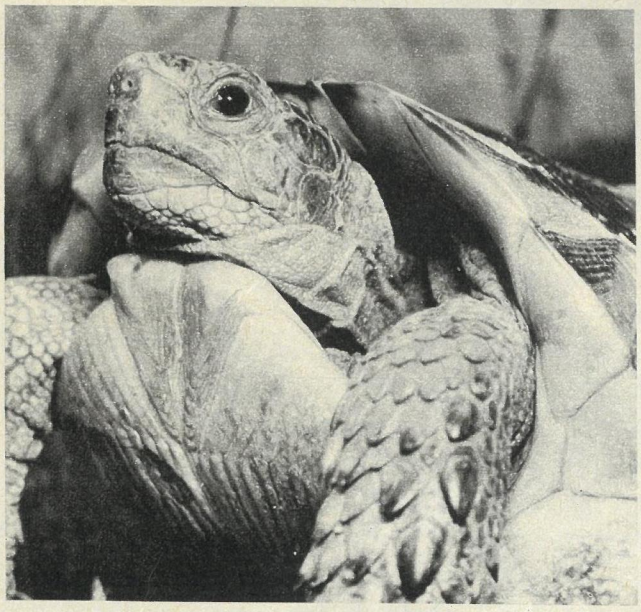
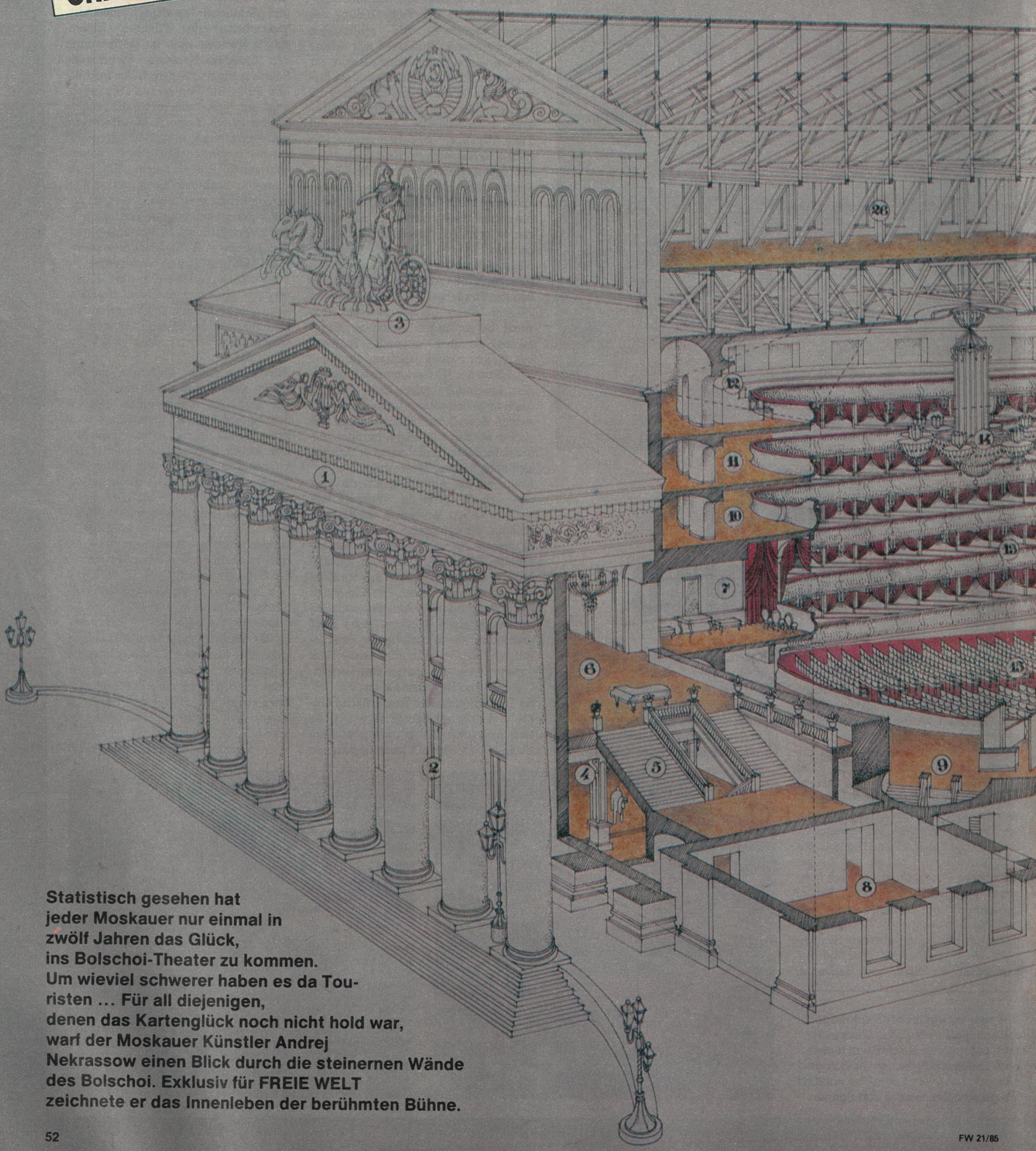


Bild rechts: Agäischer Nacktfinger; die schuppige Haut des Geckos ist zart und geschmeidig. Ganz rechts: eine Landschildkröte, urtümlich gepanzert; nach der Aufnahme schlurrt sie gemächlich wieder von dannen.

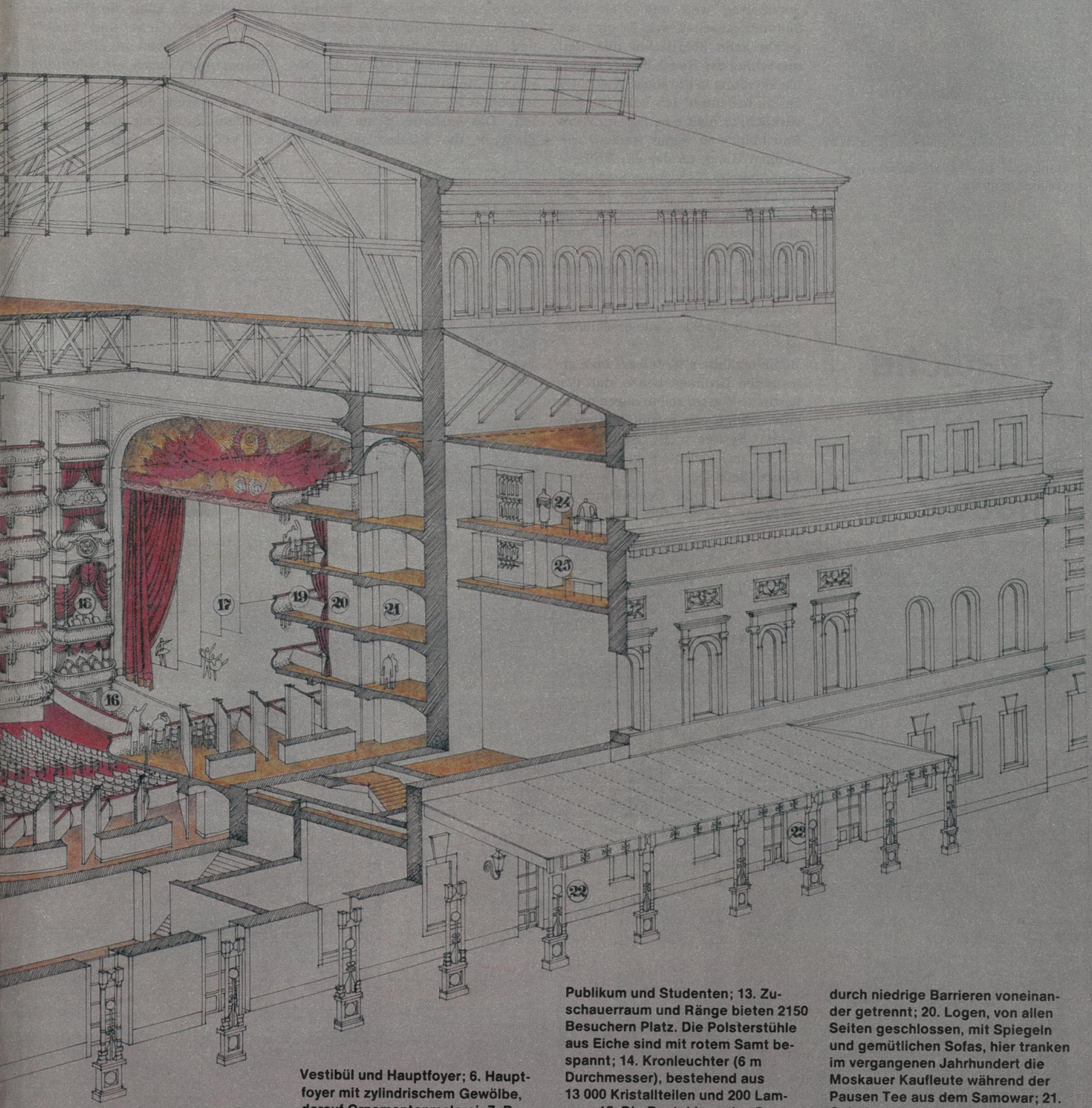
FREIE WELT ORIGINAL

Das Staatliche Akade

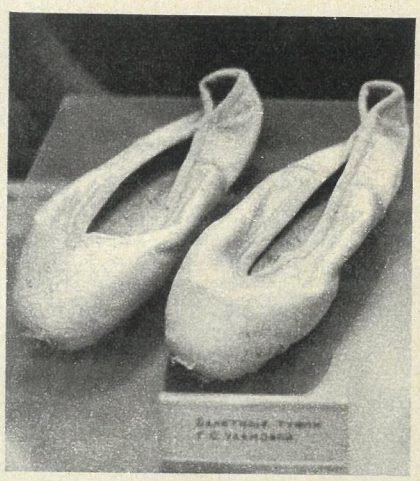


Statistisch gesehen hat jeder Moskauer nur einmal in zwölf Jahren das Glück, ins Bolschoi-Theater zu kommen. Um wieviel schwerer haben es da Touristen ... Für all diejenigen, denen das Kartenglück noch nicht hold war, warf der Moskauer Künstler Andrej Nekrassow einen Blick durch die steinernen Wände des Bolschoi. Exklusiv für FREIE WELT zeichnete er das Innenleben der berühmten Bühne.

mische Große Theater



1. Portikus der Hauptfassade mit acht Säulen aus weißem Stein; 2. Haupteingang; 3. Skulpturengruppe mit Streitwagen des Apollon aus Kupfer; 4. Hauptvestibül für Zuschauer; 5. Weiße, dreiteilige Marmortreppe als Verbindung zwischen Vestibül und Hauptfoyer; 6. Hauptfoyer mit zylindrischem Gewölbe, darauf Ornamentenmalerei; 7. Regierungsloge mit Balkon, auf vergoldeten Figuren der Atlanten ruhend; 8. Besucherbüfett; 9. Dreiflügelige Treppe, in die gesamte Mauerdicke gebaut, führt zu den Wandelgängen der Ränge; 10. Vierter Rang; 11. Fünfter Rang; 12. Sechster Rang, war früher bestimmt für einfaches Publikum und Studenten; 13. Zuschauerraum und Ränge bieten 2150 Besuchern Platz. Die Polsterstühle aus Eiche sind mit rotem Samt bespannt; 14. Kronleuchter (6 m Durchmesser), bestehend aus 13 000 Kristallteilen und 200 Lampen; 15. Die Bestuhlung des Parketts wurde im 19. Jh. herausgehoben, wenn Bälle und Maskeraden stattfanden; 16. Orchestergraben; 17. Bühne; 18. Loge mit goldenen Säulen, durch Buchstaben gekennzeichnet; 19. Zuschauerlogen mit himbeerfarbener Drapierung und plüschverkleideten Brüstungen, durch niedrige Barrieren voneinander getrennt; 20. Logen, von allen Seiten geschlossen, mit Spiegeln und gemütlichen Sofas, hier tranken im vergangenen Jahrhundert die Moskauer Kaufleute während der Pausen Tee aus dem Samowar; 21. Galerie des vierten Rangs; 22. Galerie auf schmiedeeisernen Säulen mit Lampen; 23. Diensteingänge; 24. und 25. Kostümfundus, hier werden in Spezialsafes die Kostüme aller Stücke aufbewahrt; 26. Probensaal mit den Ausmaßen der Bühne, den gleichen Abmessungen der Hauptspielfläche.



Heiligtum: Die Ballett-Schuhe der Galina Ulanowa.

Das Staatliche Akademische Große Theater

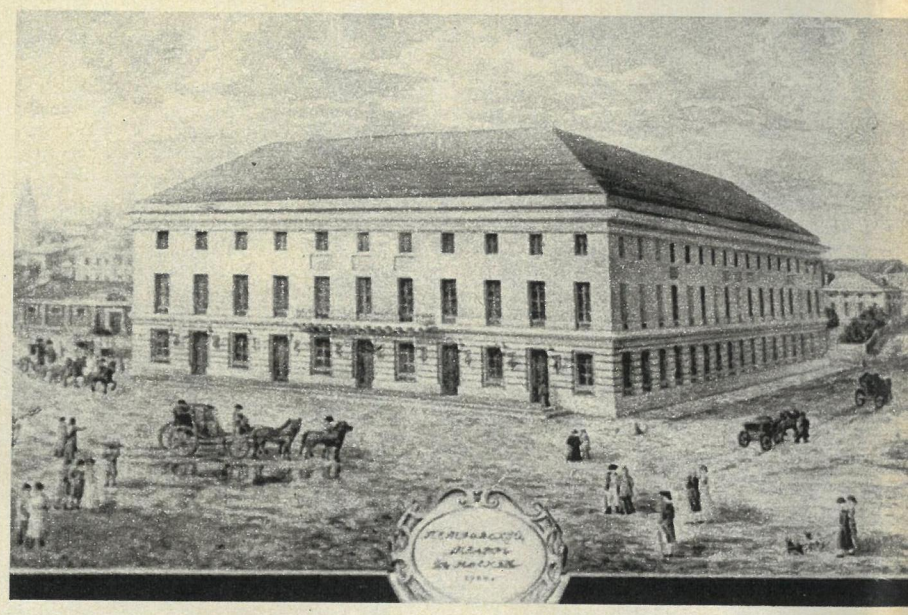
„Eines Tages schlenderte ich den Jausa-Boulevard entlang. Da sah ich, wie vor mir ein Mensch lief, vom Scheitel bis zur Sohle schmutzverkrustet, als hätte man ihn gerade durch eine Pfütze gezogen, obwohl an diesem sonnigen Sommertag weit und breit kein Schmutz zu sehen war. Er ging ungefähr zehn Schritt vor mir, und mir schlug der Rauch einer exquisiten Havanna in die Nase. Was hatte das zu bedeuten? Ich holte ihn ein, wirklich, er hielt eine Havanna mit Bauchbinde in seiner weißen, fleischigen Hand, an der ein Brillantring funkelte. Es war der städtische Ingenieur W. A. Babin, den ich nicht näher kannte, obwohl wir uns des öfteren begegnet waren und voneinander gehört hatten.

‚Sie kommen mir gerade recht. Ich werde Ihnen etwas zeigen, was Sie interessiert und worüber in der Presse noch keine Zeile erschienen ist.‘

Babin erzählte mir, daß er einen artesischen Brunnen bohre, daß das köstliche Wasser schon durch die in einer Länge von zweihundertsechzehn Sashen (1 Sashen = 213,36 cm) gelegten gußeisernen Rohre fließe …“

Kanalisation und Opernkunst … Sicher fragen Sie sich, liebe Leser, was diese Episode, die Wladimir Giljarowski, der berühmte Moskau-Chronist des vergangenen Jahrhunderts, in seinem Buch „Moskau und die Moskauer“ schildert, mit dem Bolschoi-Theater zu tun hat?

Die Erklärung ist eine erfrischende. Aus diesem artesischen Brunnen nämlich, 280 Meter tief in der Erde und in unmittelbarer Nähe des Theaters gelegen, bezieht die berühmte Moskauer Opern- und Ballettbühne ihre einmalige Theaterluft. Das eiskalte, reine Wasser fließt in die Kühlzentrale. Dort wäscht es die angesaugte, mit Straßenstaub geschwängerte Luft. Dann wird dieses „artesische Gemisch“, wohl temperiert und auf die richtige Feuchtigkeit gebracht, durch den Zuschauerraum und alle „künstlerischen Hallen“ des Theaters gejagt. Es kühlt die Gemüter, erfrischt den Geist und verläßt nach getaner Arbeit unauffällig den Musentempel durch eine Öffnung über dem Kronleuchter. Nun also ist klar, warum die Zuschauer im Bolschoi-Theater nie müde werden und selbst nach einer Mammut-



Aufführung munter nach Hause gehen. Es muß nicht immer Kunst sein, was für einen frischen Kopf sorgt.

Nichts ist im Bolschoi-Theater dem Zufall überlassen. Selbst die Luftfeuchtigkeit nicht. Sechzig Prozent hat sich als optimal herausgestellt. Weniger bekommt den Holzinstrumenten nicht, mehr schadet der reichen Wandmalerei.

Noch mehr diplomatisches Geschick war vonnöten, als es darum ging, sich auf die richtige Temperatur zwischen den Künsten zu einigen. Some like it hot... Einige mögen's heiß: Die Tänzer vor allem. Und damit stehen sie im direkten Gegensatz zu den Sängern. Kalt, heiß, ja, nein, dem Dirigenten ist das ziemlich gleich. Worauf er wissenschaftlich nachgewiesen empfindlich reagiert, das sind Temperaturschwankungen. Und deshalb legte man sich im Bolschoi-Theater ein für allemal fest: Auf 21 Grad nämlich.

Diese Temperatur scheint genau richtig zu sein, um konstant künstlerische Spitzenleistungen auf die Bühne zu bringen. Viele ruhmreiche Kapitel der Geschichte der russischen Musik- und Ballettkunst sind mit dem Staatlichen Akademischen Großen Theater untrennbar verbunden. Hier traten Koryphäen der Oper auf wie die Sänger Fjodor Schaljapin, Antonina Neshdanowa oder Leonid Sobinow. Hier tanzten die Primaballerinen Jekaterina Gelzer, Galina Ulanowa und Maja Plissezkaja. Viele heute klassische Opern und Ballette russischer, westeuropäischer und sowjetischer Komponisten wurden auf dieser Bühne ur- und aufgeführt. Tschaikowski, Rimski-Korsakow, Mussorgski, Prokowjew, Chatschaturjan, Schostakowitsch, sie alle fühlten sich dem Haus zugehörig. Auch Richard Wagner trat im Bolschoi auf. Kurz nach Wiedereröffnung des Hauses im Jahre 1856 dirigierte er mehrere Konzerte. In ihnen geschah etwas, was die Moskauer Musikwelt arg ins Staunen versetzte. Bis dahin war es in Rußland üblich gewesen, daß der Dirigent, das Gesicht dem Saal, dem hochverehrten Publikum zugewandt, in der ersten Reihe der Musiker stand. Richard Wagner scherte sich wenig um diese Tradition seiner taktstockführenden Kollegen. Er drehte dem erwartungsvollen Moskauer Publikum schnöde den Rükken zu, konzentrierte sich ganz auf das Orchester. Mit diesem demonstrativen Rücken-Akt im Bolschoi führte Richard Wagner die uns heute bekannte Art des Dirigierens in Rußland ein.

Doch das Bolschoi-Theater kann nicht nur musikalischen Ruhm an seinen Namen heften. In den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution hielten hier die russischen Kommunisten ihre Parteitage ab, tagten die Sowjetkongresse der Russischen Föderation und der UdSSR. Mehr als dreißig Mal sprach Wladimir Iljitsch Lenin von der Bühne des Bolschoi-Theaters herab zu den Delegierten. Eine schlichte Gedenktafel erinnert an den großen Lenin. Eine zweite ist dem 30. Dezember 1922 gewidmet: Der 1. Sowjetkongreß der UdSSR verkündete die Bildung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken mit Moskau als Hauptstadt.

Im Herbst 1961 endete die „politische Karriere" des Bolschoi-Theaters. Der Kongreß-Palast des Kreml, dessen Saal sechstausend Menschen Platz bietet, übernahm diese gesellschaftliche Funktion. Das Bolschoi gehörte nun wieder ganz der Musik und dem Ballett. Und den nach Kultur süchtigen Moskauern.

Bernd Siegmund

Reproduktionen: Archiv (3); Foto: Billeb (1)

Moskau ist die Wiege des öffentlichen Theaters in Rußland. Offiziell ist das berühmte Bolschoi die älteste Bühne Moskaus. Der 28. Mai 1776, da sich eine Schauspielertruppe im Hause des Grafen Woronzow zusammenfand, gilt als Gründungsdatum. Ab 1780 spielten sie im Petrowka-Theater (Bild Mitte links), das 1805 abbrannte. Ein Zeitgenosse schrieb damals: „Viele sind felsenfest überzeugt, daß das Theater abgebrannt ist, weil für Sonntag eine Vorstellung der ‚Nixe' angesetzt war, in der soviel Teufeleien vorkommen..." – Das 1825 von den Architekten Michailow und Beauvais neuerbaute Haus brannte 1853 (Bild links) erneut ab. Unter riesiger Anteilnahme der Bevölkerung wurde es am 20. August 1856 wiedereröffnet.

Im nächsten Heft:

Beim „General" vom Baikal

Dr. G. I. Galasy, Direktor des Limnologischen Instituts (l.), im Gespräch mit FREIE-WELT-Reportern über Schutz und Nutzung der wertvollsten Süßwasserreserve der Erde.

Foto: V. Billeb

Der 24-Stunden-Lauf

Mitte September in einem Prager Vorort: 24 Stunden, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, nur rennen ...

Die ökonomische Aggression

Nikaragua im Kampf gegen das Handelsembargo der USA.

Foto: P. Meißner

Die magischen Berge

Von der Anziehungskraft der Siebentausender berichtet ein Beitrag über das Internationale Alpinistenlager im Pamir.

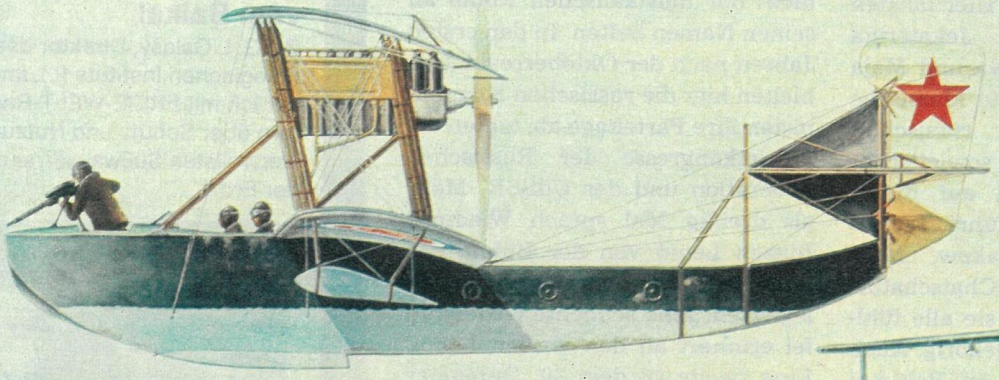
Foto: P. Mandel

Märchenkalender

Neue Rücktitelserie für Kinder und alle, die jung geblieben sind: Märchen der kleinen Völkerschaften der UdSSR zum Sammeln.

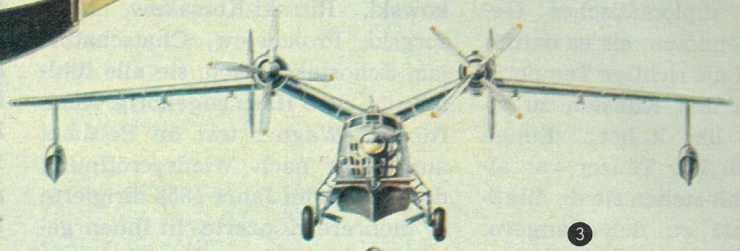
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Flugzeuge der UdSSR (Schluß)

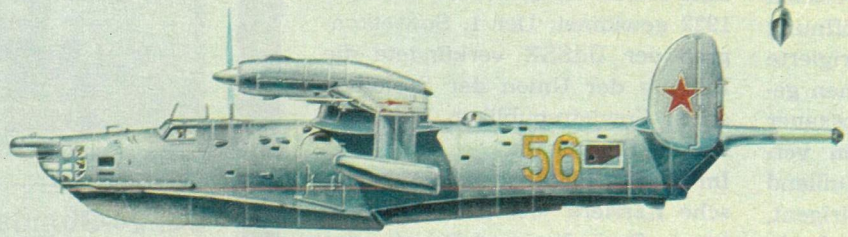


❶

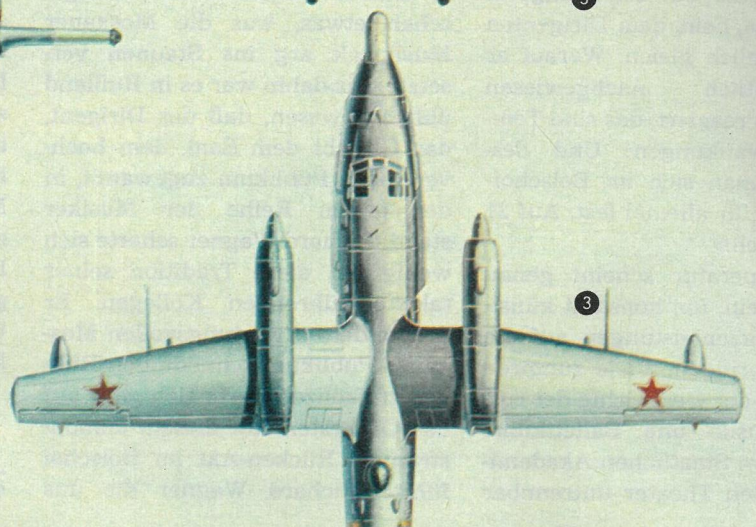
❷



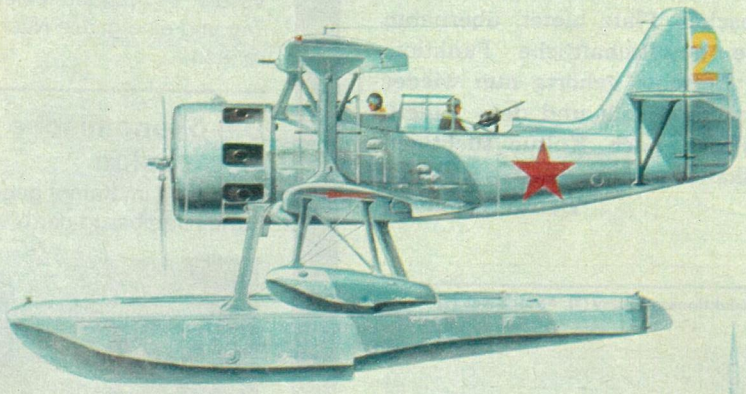
❸



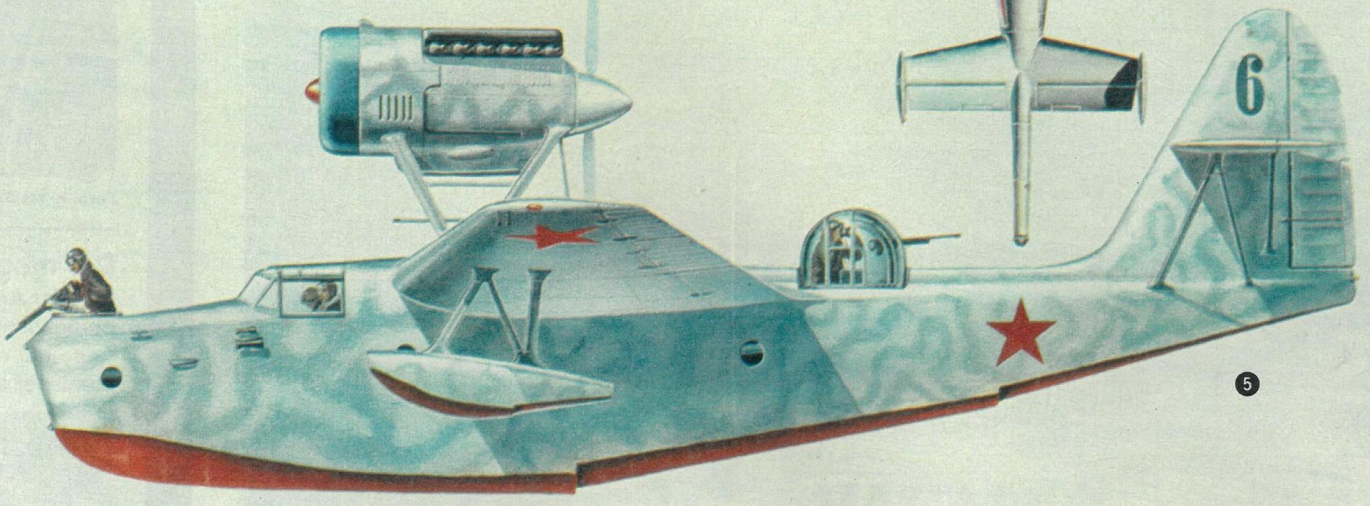
❸



❸



❹



❺

Maschinen für drei Elemente

Für Wasser, Land und Luft entworfen die Konstruktionen von Dmitri Pawlowitsch Grigorowitsch (1887–1938). Wadim Borissowitsch Schawrow (1898–1976) und Georgi Michailowitsch Berijew (Beriaschwili, 1903–1979) beeinflußten entscheidend den maritimen Flugzeugbau der UdSSR. (1): M-9 – einmotoriges Flugboot von Grigorowitsch, 1916 entwickelt und später als erster Standardtyp von den sowjetischen Fliegerkräften verwendet. 150-PS-Motor. Geschwindigkeit: 110 km/h; Flugdauer: 3,5 Stunden. (2): Sch-2 (ASch-2) – zweisitziges Amphibienflugboot von Schawrow (1930). Gehörte zur Ausrüstung des Eismeerdampfers „Tscheljuskin“. Wurde von der Polarluftflotte bis in die 50er Jahre (!) eingesetzt. Ein 100-PS-Motor. Geschwindigkeit: 120 km/h; Flugdauer: 4–11 Stunden. (3): M-12 „Tschaika“ (Be-12) – zweimotoriges Turboprop-Flugboot von Berijew (1960). In Serie für die sowjetischen Seestreitkräfte hergestellt. Mit der M-12 „Tschaika“ wurden von Ende 1968 bis Mitte 1975 insgesamt 43 Weltrekorde erflogen, denen sich in den folgenden Jahren ein weiteres Dutzend neuer internationaler Bestleistungen anschloß. Erzielte Höchstgeschwindigkeit: 601 km/h; maximale Nutzlast: 10 100 kg. (4): KOR-1 (Be-2) – zweisitziges bordgestütztes Schwimmerflugzeug von Berijew (1937). Geschwindigkeit: 227 km/h; Flugdauer: 3 Stunden. (5): MBR-2 – einmotoriges Flugboot von Berijew (1932). In mehreren Modifikationen, auch als Passagiermaschine gebaut. Die sowjetische Pilotin Polina Ossipenko erzielte mit der Version MP-1 bis 1937/38 insgesamt 6 Weltrekrode. Sie erreichte mit der ersten Berijew-Konstruktion eine Höhe von 8864 m und eine Flugweite von 2241 km.

Zeichnung: Otto Reich; Redaktion: Karl-Heinz Eyermann

UNSERE FRAGE:

Das sowjetische Luftverkehrsunternehmen AEROFLOT ist die größte und leistungsfähigste Fluggesellschaft der Welt. Schätzen Sie, wie viele Millionen Passagiere AEROFLOT jetzt jährlich befördert. Über 50 Millionen, über 75 Millionen oder über 100 Millionen?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Flugzeuge der UdSSR (Schluß)“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.

Einsendeschluß: 23. Oktober 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 23/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg.